

1,80 DM / Band 572
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

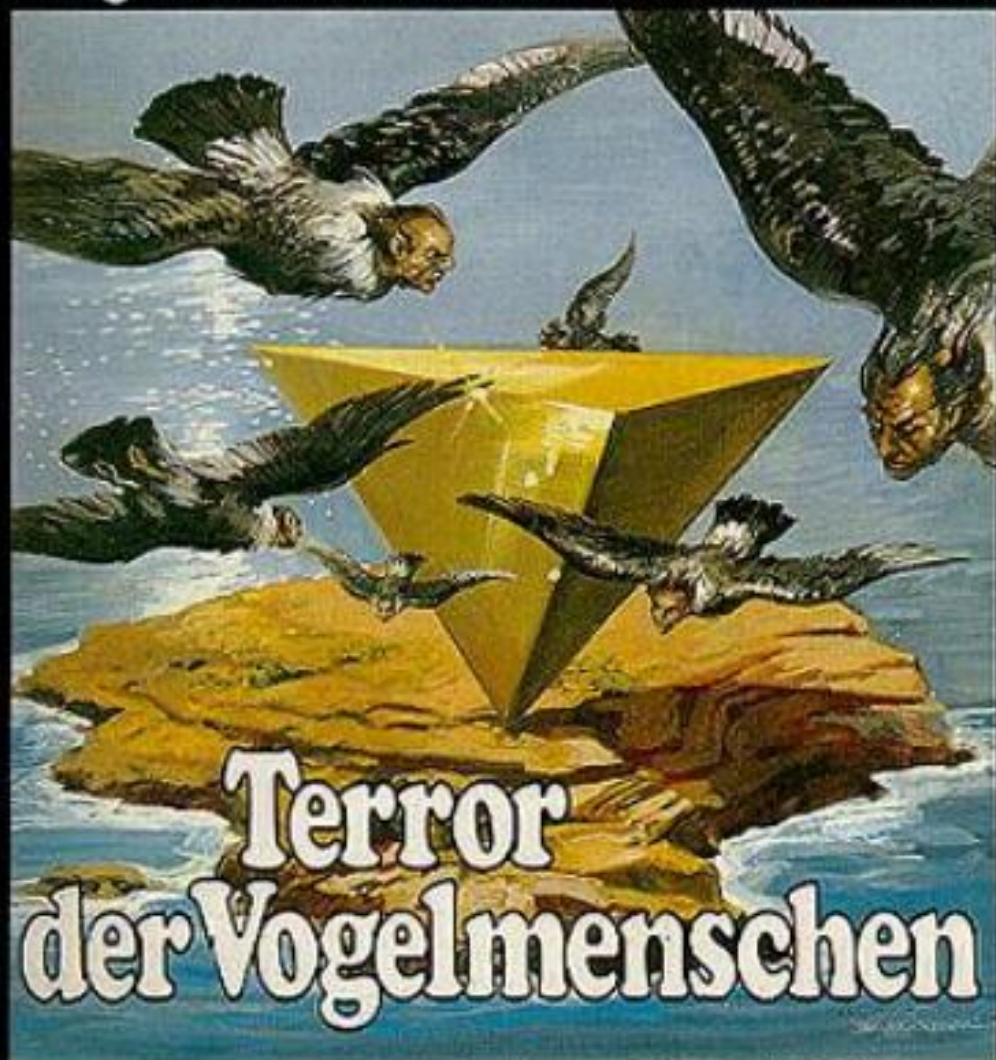
BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Terror der Vogelmenschen

John Sinclair Nr. 572

von Jason Dark

erschienen am 20.06.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Terror der Vogelmenschen

Atlantis war versunken, doch es hatte ein schweres Erbe in der Gegenwart hinterlassen.

Immer wieder schafften es dämonische Kräfte, aus dem alten Kontinent in die Welt von heute vorzustößen.

Einst war der Eiserne Engel Anführer der Vogelmenschen gewesen. Aber nicht alle hatten auf seiner Seite gestanden. Einige von ihnen waren zu Verrätern geworden.

Nach mehr als 10.000 Jahren schlugen sie grausam zu!

Die Gesichter der Männer an Deck waren von einer atemlosen Spannung gezeichnet. Obwohl die Sonne trotz des frühen Monats Februar viel Kraft aufbrachte, froren sie an Bord. Es war nicht die äußerliche Kälte, sondern die, die von innen kam. Keiner von ihnen wußte genau, was sie erwartete, aber ein jeder war abergläubisch.

Das Bergungsschiff war mit modernster Elektronik ausgestattet.

Seit Griechenland zur NATO zählte, hatte man für gewisse Forschungen aus dem großen Topf Geld locker machen können. Um forschen zu können, mußte erst etwas vorhanden sein. Dazu gehörte die Bergung wertvoller Antiquitäten.

Und die hatten sie entdeckt.

Es war eine uralte Truhe. Sie wußten nicht einmal, aus welchem Material sie bestand. Ihnen war nur klar, daß sie sehr alt sein mußte.

Ein Taucher, der sich auch als Hobby-Archäologe betätigte und sich in der Historie ebenfalls auskannte, hatte die Truhe älter geschätzt als das minoische Zeitalter. Die Truhe war also vor der Hochblüte der Insel Kreta entstanden.

Das Bergungsschiff dümpelte etwa fünfzig Meilen südlich der griechischen Küste, inmitten der zahlreichen Inseln, deren Namen selbst den Seeleuten nicht alle bekannt waren.

Es wurden immer wieder Schätze gefunden, nicht nur von griechischen Schiffen, die im Auftrag der Regierung fuhren. Auch Gangsterbanden waren unterwegs, um die Kostbarkeiten zu heben und sie auf dem Schwarzmarkt zu horrenden Preisen zu verkaufen.

Der Kapitän hatte die weiß gestrichene Brücke verlassen und trat zu seinen Leuten. Die Rockschoße seiner schmucken Uniform wehten im leichten Westwind.

»Wie lange sind die beiden Taucher schon unten?«

»Etwa fünfzehn Minuten.«

Der Kapitän nickte und schaute zu dem großen Hebekran, von dem aus die starken Trossen herabließen und im Wasser verschwanden.

»Wir haben ihnen eine halbe Stunde gegeben, mehr nicht.«

»Das müßte auch reichen.«

Der Koch hatte seine Kombüse verlassen und gesellte sich zu den Männern. Nicht nur er roch nach Knoblauch, auch seine Kleidung stank, als wäre sie damit eingerieben worden.

»Ist es schon soweit?«

»Kümmer du dich ums Essen, Pfannenschwenker.«

»Ist schon fast fertig.«

»Was gibt es denn?«

Der Koch, er stammte aus Armenien, grinste. »Rinderhack und Weinlaubblätter.«

»Das hatten wir schon gestern.«

Er lachte. »Das gibt es auch morgen.«

Nur die Anwesenheit des Kapitäns hielt die Männer davon ab, den Koch kurz ins Wasser zu tauchen, was sie schon des öfteren getan hatten. An derartige Scherze war der Mann gewöhnt.

An dieser Stelle war das Meer nicht tief. Unterhalb des Schiffes lag ein Gebirge mit einem großen, ziemlich flachen Plateau. Das hatten die Aufnahmen genau gezeigt. Und genau dort befand sich diese Truhe, als hätte sie jemand bewußt dahingelegt.

Weshalb sie nicht schon früher entdeckt worden war, konnte keiner von ihnen sagen. Wahrscheinlich war sie mit Sand bedeckt gewesen, den unterirdische Strömungen erst in den letzten Tagen abgetragen hatten.

Der Kapitän zündete sich einen Zigarillo an und schaute über das Wasser. Es war ein ruhiger Tag. Ebenso ruhig verhielt sich das Meer, dessen Oberfläche aussah wie blank geputztes Glas.

In der Ferne waren die Uferstreifen dreier Nachbarinseln zu erkennen. Sie selbst befanden sich an der Südseite eines felsigen Eilands, dessen Steilküste wie eine breite Mauer aus der See ragte und in einem ockerfarbenen Ton schimmerte.

Etwa zwanzig Meter entfernt erschienen plötzlich Luftblasen an der Oberfläche. Ein Zeichen, daß jemand aus der Tiefe an die Oberfläche stieg. Es waren die beiden Taucher. Schon kurze Zeit später zeichneten sich ihre Oberkörper dicht unter dem grünlichen schimmernden »Glas« ab, dann hüpfen die Köpfe aus dem Wasser.

Die Männer winkten. Taue wurden ihnen zugeworfen, die sie geschickt auffingen und sich bis an die Außenleiter ziehen ließen. Jemand holte Tee, den die beiden Taucher tranken, nachdem sie die Mundstücke herausgenommen hatten.

»Alles klar«, meldeten sie. »Wir haben die Haken an der Kiste befestigt.«

»Ist es wirklich eine Kiste?«

»Nein.« Einer der Taucher stellte seine Tasse weg und schaute dem Kapitän ins Gesicht.

»Was dann?«

»Wollen Sie meine ehrliche Meinung hören?«

»Selbstverständlich.«

»Es... es ... erinnerte mich an einen Sarg. Ja, an einen Sarg.« Er schaute seinen Kollegen an, der zustimmend nickte.

»Wie kommt ihr denn darauf?«

»Weil es so aussah, Käpt'n.«

Der Mann lachte. Er wußte, daß viele Seeleute abergläubisch waren. Sie sahen Dinge, die es oft nicht gab, aber an einen Sarg auf dem Meeresgrund, dazu noch an einen derart alten, daran wollte er auch nicht glauben. »Wir werden es ja sehen, wenn wir ihn an Bord gehievt haben.« Er gab ein weiteres Kommando. »Stellt die Winde an!«

Die Männer handelten zielstrebig. Die Trossen liefen über starke Rollen. Alles beruhte auf der Hebelwirkung. Die Männer selbst konnten nichts mehr tun, sie mußten alles weitere der Technik überlassen.

Sie lauschten dem Singen und dem Ächzen der beiden Stahltrossen. Die Winde arbeitete schwer, der Gegenstand, der vom Meeresgrund gehievt wurde, besaß schon sein Gewicht.

Wieder zeichnete Spannung die Gesichter der Seeleute. Der Bericht der beiden Taucher hatte sie erschüttert. An einen Sarg dachte keiner von ihnen gern. Tote, auch wenn sie noch so alt waren, sollte man auf dem Grund des Meeres ruhen lassen. Alles andere brachte Unglück.

Winde und Trossen arbeiteten weiter. Alles war genau berechnet.

Auf das aus Deutschland stammende Material konnte man sich verlassen.

Über eine Minute war vergangen. Noch sahen sie nichts, auch wenn das Wasser ziemlich klar war.

Dann aber erschien der Schatten. Viereckig, kompakt, so schwamm der im Wasser. Noch konnten sie von einem Sarg nichts erkennen. Was da an die Oberfläche gehievt wurde, war möglicherweise eine Truhe.

Sie verließ das Wasser.

Der Kapitän persönlich gab die Kommandos. »Schwenken!« rief er.

Der Mann an der Winde verstand sein Fach. Er bediente das Gerät sicher.

Der Greifarm mit den beiden Trossen bewegte sich schwerfällig nach rechts. Sehr langsam, nur keine Hektik oder keine schnelle Bewegung, die die Truhe aus der Verankerung gerissen hätte.

Dann schwebte sie über dem Deck.

Für einen Moment begann sie zu zittern, dann senkte sich der Kran und brachte den Fund dorthin, wo sich eine freie Stelle an Deck befand und sie die Funde immer aufbewahrten.

Vorsichtig, als wäre sie aus Glas, behandelte sie der Mann am Steuer der Winde. Dann stand sie.

Zwei Männer lösten die Haken, die, als sie freilagen, sofort wieder in die Höhe schwangen.

Bis auf den Wachtposten auf der Brücke versammelte sich die Mannschaft um die Truhe. Selbst der Koch war wieder erschienen und wischte seine Hände an der Schürze ab, die längst ihre weiße Farbe verloren hatte.

»Da ist etwas Böses in der Truhe«, flüsterte der Armenier. »Ich spüre das.«

»Verschwinde«, sagte ein bärtiger Mann, der einen roten Pullover trug und gemeinsam mit dem Kapitän die Truhe umrundete.

Sie mußte sehr lange auf dem Grund des Meeres gelegen haben.

Die vergangenen Jahrhunderte oder Jahrtausende hatten ihre Spuren hinterlassen.

An allen Seiten der Truhe und auch auf dem Deckel klebten Algen wie festgebacken zwischen Muscheln und anderen farblich hell schimmernden Korallen, die sich im Laufe der Zeit gebildet hatten.

»Soll das ein Sarg sein?« fragte der Kapitän.

Beide Taucher nickten. »Uns kam er so vor«, sagte einer von ihnen.

»Jetzt sind wir uns noch sicherer.« Mit den Händen zeichnete er die Maße des Fundstücks nach.

»Aber eine richtige Truhe ist es auch nicht«, sinnierte der Kapitän.

»Auch keine Kiste. Vielleicht doch ein Sarg?«

Der Kapitän hatte die Macht und das Sagen. Es war niemand da, der ihm widersprach.

»Wir sollten ihn öffnen«, sagte der Mann im roten Pullover. Er war Maat[1], und an Deck gefürchtet. Auf seinen Wink hin liefen zwei Männer mit Werkzeugen herbei.

Bevor sie anfangen, ließen sie die Warnungen des Maats über sich ergehen. »Seid vorsichtig, zerstört nichts, denn das könnte schweren Ärger geben.«

Die Männer nickten nur. Sie klopfen gegen das Fundstück und lauschten dem Klang nach. »Das ist Stein«, sagte einer.

»Na und?«

»War nur ein Hinweis.«

»Dann gebt noch mehr acht.«

»Machen wir doch alles, Maat.«

Um es vorwegzunehmen. Es wurde für die Männer auf dem Bergungsschiff eine große Plackerei, den Deckel zu entfernen, denn er war festgebacken. Ohne Beschädigungen war das nicht möglich. Sie zertrümmerten ihn schließlich, denn es kam ihnen ausschließlich auf den Inhalt an.

Vorsichtig schoben sie die Stücke zur Seite, damit sie einen freien Blick bekamen.

Der Stein war porös, doch er schien recht stabil zu sein.

»Vorsichtig!« warnte der Kapitän, der selbst mit angefaßt hatte und einen ersten Blick über den Rand des Unterteils hinein in die Kiste warf. Er stand da, ohne sich zu rühren.

Dabei hatte er mit allem möglichen gerechnet, nur nicht mit dem Inhalt, der tatsächlich vorhanden war. Wäre es eine Mumie gewesen, er hätte es hingenommen, auch einen antiken Schatz, doch was vor seinen Augen lag, war kaum faßbar.

In der Truhe lag ein riesiger Vogel mit dem Kopf eines Menschen!

Etwas sirrte pfeifend über den geöffneten Sarg hinweg. Es war ein

Laut, den der Koch ausgestoßen hatte. Der Armenier war blaß geworden, Schweißperlen lagen auf seiner Stirn. Er bekreuzigte sich und verschwand mit raschen Schritten.

»Eine Erklärung?« fragte der Kapitän. »Wer von Ihnen, meine Herren, hat eine Erklärung?«

Es meldete sich keiner.

»Ich weiß auch nichts«, gab er zu, überwand sich aber, da er Vorbild sein mußte, und trat dicht an den Sarg heran, da er den Vogelmenschen mit seinen Blicken genauer untersuchen wollte.

Wie alt war das Gebilde?

1000 – 2000 Jahre oder noch älter? Hätte es so eine Mutation überhaupt in der griechischen Mythologie gegeben? Der Kapitän kannte sich darin zwar aus, doch er wußte längst nicht alle Einzelheiten. Er hatte einfach das Gefühl, daß dieses Wesen aus einer Zeit vor der der alten Griechen stammte.

Was gab es da?

Minoische Kultur, Bronzezeit, Eisenzeit – die Begriffe wirbelten in seinem Kopf durcheinander. Plötzlich fiel ihm etwas ein, von dem er ebenfalls gehört und gelesen hatte, obwohl er persönlich nicht daran glauben wollte.

Atlantis!

Er blickte seine Leute an, die auf der anderen Seite des ungewöhnlichen Fundstücks standen.

»Hört mal zu«, sagte der Kapitän und räusperte sich die Kehle frei, bevor er weitersprach. »Ich will euch da nichts einreden, aber ich habe mal den Begriff Atlantis gehört. Auch Platon hat ihn mal erwähnt, und ich möchte gern von euch wissen, wer an diesen längst versunkenen Kontinent glaubt. Die ehrliche Meinung will ich hören!«

Mit dieser Aufforderung hatte er einige Männer in Verlegenheit gebracht.

Sie drucksten herum und wollten nicht so recht mit einer Antwort herausrücken.

»He, Maat, was ist mit dir?«

Der Angesprochene fuhr mit seiner Hand unter den Pullover, als wollte er Läuse suchen. »Nun ja, ich weiß nicht so recht. Ehrlich, Käpt'n.«

»Hast du schon von Atlantis gehört?«

»Ja.«

Die anderen Mitglieder der Besatzung schauten nur ihn an. Sie waren froh darüber, daß sie nicht gefragt worden waren. »Ich... ich habe natürlich davon gehört.«

»Wunderbar. Und glaubst du auch daran?«

»Mein Bruder, Käpt'n.«

»Ich habe dich gefragt, nicht deinen Bruder. Gib mir eine konkrete

Antwort auf meine Frage. Kannst du dir vorstellen, daß wir es hier mit einem Überbleibsel dieses längst versunkenen Kontinents zu tun haben? Ja oder nein.«

»Nein, Käpt'n, vorstellen kann ich es mir nicht.«

»Aber?«

»Es könnte etwas dran sein.«

»Das hätte ich mir auch selbst sagen können.« Der Kapitän wischte über seine Stirn.

Er gehörte zu den alten Fahrensleuten und war auch kein Neuling auf dem Gebiet, was das Heben von alten Schätzen auf dem Meeresgrund anbetraf. Im Laufe der Zeit hatte er sich theoretisches Wissen angeeignet und gehörte zu den Menschen, die Fundstücke verschiedener Epochen unterscheiden konnten.

Hier war er überfragt. Es gab keinen Hinweis auf die Kultur der Griechen oder Sumerer, Phönizier oder Minoer. Bisher hatte niemand gewagt, den ungewöhnlichen Vogel zu berühren. Die Männer hatten zudem Abstand vom Sarg genommen, als hätten sie Angst vor dem Leibhaftigen.

Nur der Kapitän überwand sich und schaute genauer nach. Das war er seinen Leuten einfach schuldig, denn er mußte mit dem guten Beispiel vorangehen.

Er blieb so dicht vor dem Fundstück stehen, daß er es mit seinen Knien berühren konnte. Dann streckte er die Arme aus. Vorsichtig glitten die Hände über das Gefieder. Wenn etwas so lange Zeit auf dem Grund des Meeres gelegen hatte, war es leicht zu zerstören.

Der Mann wunderte sich über dessen Widerstandsfähigkeit. Es wirkte so, als wären die langen Jahre spurlos an ihm vorübergegangen.

Er traute sich kaum, sich das Gesicht näher anzusehen. Irgendwie hatte er Angst davor.

Der Kopf lag schräg. Er berührte mit der Schädeldecke den oberen Rand des steinernen Sargs. Vom Hals war unter dem Gefieder kaum etwas zu sehen. Das gleiche galt auch für die untere Hälfte des Gesichts, denn auch hier versperrten hochstehende Federn den Blick.

Vorsichtig drückte er sie zur Seite.

Der Mann mußte schlucken, als er das Gesicht sah. Eigentlich hätte er einen mumifizierten Schädel erwartet, was nicht der Fall war.

Dieser Vogelmensch besaß einen normalen Kopf – und, was daran noch auffiel, seine Haut war völlig glatt. Nichts war eingefallen, nicht einmal Falten konnte er entdecken.

»Das gibt es nicht«, flüsterte er. »Das ist mir einfach zu hoch, verdammt.«

»Was ist denn?« Der Maat trat näher.

»Schau dir das doch an, Stavros. So etwas hast du noch nie gesehen, und ich auch nicht.«

Stavros spürte auf seiner Stirn die Schweißperlen. Er wollte nicht als Zauderer vor den Leuten dastehen, und was der Kapitän geschafft hatte, das brachte er auch.

Seine Lippen zitterten ein wenig, als er sich bückte.

Vom Zupacken hatte er dicke, hornige Finger bekommen. Dennoch waren sie sensibel genug, um auch Temperaturunterschiede zu spüren, wie es hier der Fall war.

»Ein... ein Toter ist eigentlich kalt«, sagte er. »Dieser hier nicht.«

Er richtete sich wieder auf und blickte ängstlich in die Runde.

»Ja, das stimmt. Und was sagt dir das?«

»Ich wage es kaum auszusprechen, Käpt'n.«

»Dann will ich es euch allen sagen. Dieses Lebewesen, was immer es sein mag, ist meiner Ansicht nach nicht tot. Es liegt hier vor uns und schläft. Das ist alles.«

Die Männer zuckten zusammen oder gingen vorsichtig zurück, je nach Temperament. Natürlich hatten sie Fragen, nur wagte es niemand, die auszusprechen.

»Und was machen wir?« fragte der Koch.

Der Kapitän lachte. »Eigentlich hätten wir den Deckel jetzt wieder zumachen können, aber das geht nicht mehr. Wir haben ihn leider zerstört.«

»Dann lassen wir ihn offen.«

»Gut, Stavros, gut.« Der Kapitän nickte, bevor er über das Meer schaute und die Sonne langsam hinter einer Insel verschwinden sah.

»Ich werde dich als Wache einteilen. Du hältst es doch bis Mitternacht aus? Dann müßten wir den nächsten Hafen etwa erreichen.«

»Klar, Käpt'n!« Stavros hatte mit fester Stimme geantwortet, obwohl es in seinem Innern ganz anders aussah. Am liebsten hätte er sich in ein Beiboot gesetzt und wäre allein zur nächsten Insel gerudert. Nur weg, bevor es weiteren Ärger gab.

Er sah auch, daß seine Kollegen aufatmeten und froh darüber waren, daß sie die Wache nicht zu halten brauchten. Stavros schielte in den offenen Steinsarg. Dabei interessierte ihn besonders das Gesicht des Mutanten. Seiner Ansicht nach war es alterslos. Es konnte einem jüngeren als auch einem älteren Mann gehören, so genau war das nicht festzustellen.

»Gut.« Der Kapitän nickte. »Volle Kraft, Kurs Nordwest. Ich werde einen Bericht schreiben.«

Die Männer wußten, was das bedeutete. Ihr Boß war in den nächsten beiden Stunden nicht zu sprechen. Da verzog er sich in seine Kabine und klapperte auf einer alten Schreibmaschine herum. Mit diesen Berichten tat er sich immer schwer.

»Soll ich dir noch etwas zu essen bringen?« fragte der Koch, bevor er

verschwand.

Böse schaute ihr der bärtige Stavros an. »Schieb dir deine Weinlaubblätter in den Hintern.«

Der Mann aus Armenien lachte. »Nein, Maat, die sind mir zu fettig...«

Nacht über dem Mittelmeer! In einigen Teilen Griechenlands, der Türkei und auch an der Levante hatte das Wetter Kapriolen geschlagen. In den höheren Regionen war Schnee gefallen und hatte dort zu einem Chaos geführt. Über dem Meer selbst war der Himmel über Wochen hinweg fast wolkenlos gewesen und dementsprechend auch die Nacht.

Sie war ein Traum.

Herrlich klar, mit weiter Sicht trotz der Dunkelheit. Ohne Dunst und Nebel. Selbst die Fläche des Wassers wirkte nicht so dunkel, weil sich der Schein zahlreicher Sterne darauf brach und einen silbernen Teppich zauberte, zu dem auch das Mondlicht beitrug.

Eine sehr klare Nacht, die voller Geheimnisse und Geräusche steckte. Beides wurde vom Wind an Deck getragen, wo Stavros auf einem Klappstuhl hockte und den Sarg unter Kontrolle hielt. Zuerst war er sauer gewesen und hatte sich auch vor der Dunkelheit gefürchtet, doch inzwischen dachte er anders darüber. Reine Gewöhnungssache.

Eines war allerdings seltsam. Mit Zunahme der Finsternis schien sich auch das Gesicht des Vogelmenschen verändert zu haben. Bei Sonnenlicht hatte es noch normal ausgesehen. In der Dunkelheit jedoch hatte es tiefe, blaue Schatten bekommen.

Lag es tatsächlich nur am Licht?

Stavros stand hin und wieder auf, um sich das Gesicht anzuschauen. Zum viertenmal schon schaute er in den Sarg – und bekam plötzlich eine Gänsehaut.

Etwas stimmte nicht, war anders geworden mit dieser verfluchten Mutation.

Er konnte nicht sagen, was da fehlgelaufen war, aber er spürte, daß sich etwas verändert hatte.

Noch einmal ließ er seine Blicke über die Gestalt in dem Sarg gleiten. Er sah keine Füße, keine Arme: die Schwingen waren an den Körper gepreßt worden. Aus diesem wuchs der Kopf hervor. Ob mit oder ohne Hals war ebenfalls nicht zu sehen.

Was also stimmte nicht?

Plötzlich wußte er Bescheid. Es war wie ein Blitzstrahl, der in sein Hirn jagte.

Der Kopf! Ja, es hing mit dem Kopf zusammen. Er lag nicht mehr so wie zuvor.

Bei der Entdeckung hatte der Vogelmensch auf dem Rücken gelegen,

den Kopf zur Seite gedreht. Nun nicht mehr. Das Gesicht war dem Betrachter zugewandt. Wenn der Vogelmensch die Augen öffnete, konnte er denjenigen anschauen, der direkt auf ihn herabschaute.

Stavros überkam ein unheimliches Gefühl. In seiner Nähe befand sich nichts Feindliches, er ärgerte sich darüber, daß er nichts bemerkt hatte und mußte nun davon ausgehen, daß diese Mutation möglicherweise erwacht war.

Was sollte er tun?

Stavros überlegte. Dem Kapitän Bescheid geben und ihn herholen?

Nein, das war nichts. Er redete sich zudem ein, sich getäuscht zu haben. Vielleicht hatten ihm seine Nerven auch einen Streich gespielt.

So ganz glaubte er das selbst nicht. Innerlich war er aufgeputscht und zuckte herum, als er in seinem Rücken Schritte hörte.

Der Koch kam. Durch die heftige Bewegung des Maats hatte auch er sich erschreckt und hätte fast das Tablett fallen gelassen, auf dem eine Teekanne und eine Tasse standen.

»Das wollte ich nicht, Stavros.«

»Schon gut.«

»Hier, ich habe dir Tee gebracht.« Er stellte das Tablett auf der freien Stuhlfläche ab.

»Danke.«

»Wie läuft es?«

Stavros trank und hob gleichzeitig die Schultern. »Was soll ich dazu sagen? Der Vogelmensch ist noch hier.«

Der Armenier schielte in den Sarg. »Das sehe ich.«

»Geh ruhig näher heran, Pfannenschwenker. Vielleicht fällt dir etwas auf.«

»Was soll mir denn auffallen?« Der Koch ging zurück. Er war sehr abergläubisch.

»Nein, schau nach.«

»Warum denn?«

»Schau nach, Mann!«

»Bitte, wenn du willst.« Da sich das Wesen nicht bewegte, sah er genauer hin.

»Hat sich etwas an ihm verändert?« fragte Stavros. »Ist dir etwas aufgefallen?«

»Nein.«

»Wirklich nicht?«

»Wenn ich es dir doch sage, Mann. Es ist mir nichts dabei aufgefallen, glaub mir.«

»Dann ist es gut.« Stavros war schon wesentlich beruhigter.

»Und was sollte das?«

»Nur so.«

Der Koch winkte ab. »Ach, hör auf! Ich werde einen Teufel tun und

dir noch einmal Tee bringen, mein Junge.«

»Stell dich doch nicht so an.«

»Wir sehen uns später.« Der Koch verschwand wieder. Stavros blieb allein zurück.

Sie rechneten damit, gegen Mitternacht den Hafen anlaufen zu können. Ob das klappte, war fraglich, denn in Küstennähe machten Strömungen und Wirbel einem Schiff schwer zu schaffen.

Klar lag der Himmel über der wogenden Weite des Mittelmeeres.

Auch Stavros schaute gegen das Firmament, wo keine Wolke zu sehen war. Das blaue Tuch schien unendlich zu sein.

Der Maat gehörte noch zu den Menschen, die hin und wieder romantische Gefühle überkamen, obwohl er schon jahrelang auf verschiedenen Schiffen gefahren war. Er liebte die Nacht auf dem Meer, die Stille, die vom Rauschen der Wellen allein getragen wurde. Es gab sonst keine anderen Geräusche.

Wirklich nicht?

Das Geräusch der Bugwelle hörte er nicht. Es gehörte einfach dazu. Gerade deshalb fiel ihm auf, daß sich in seiner Nähe etwas tat.

Da bewegte sich was.

Stavros konnte nicht erkennen, was es war. An Deck jedenfalls blieb alles ruhig.

Er schaute hoch.

Da entdeckte er die Schatten!

Sie schwebten über ihm, waren sehr groß und bewegten sich dabei auf und nieder.

Wie die Schwingen großer Vögel!

Stark saugte Stavros den Atem durch die Nase ein. Er dachte sofort an das Wesen im Sarg und brachte es mit dem Erscheinen der anderen Vögel in Zusammenhang.

Noch befanden sich diese in einer zu großen Höhe, um Einzelheiten ausmachen zu können. Stavros glaubte allerdings, daß sich an den vorderen Enden weiße Flecken befanden.

Gesichter?

Er wurde abgelenkt, denn plötzlich glitt ein Schatten über das Deck und erreichte auch ihr.

Der Bootsmann fuhr herum.

Da sah er den Vogel!

Er saß in seinem Steinsarg. Die Schwingen lagen über den beiden Rändern und bewegten sich zitternd. Den menschlichen Kopf hatte das Wesen nicht nur erhoben, sondern auch in seine Richtung gedreht. In der Dunkelheit über dem Deck sah der Schädel aus wie ein Abziehbild.

Stavros spürte die Furcht, die sich um seinen Magen herum zusammenzog. Sein Herz klopfte schneller, das Blut raste durch die Adern. Hinter der Stirn spürte er einen harten Druck.

Wieso war der unheimliche Vogelmensch erwacht?

Und er wollte nicht mehr länger in seinem Sarg bleiben, denn er stemmte sich noch höher, breitete die Schwingen aus, wobei der Luftzug hart gegen Stavros stieß.

Dann hob der Vogelmensch ab!

Es war ein imposantes Bild, wie die Kreatur in die Höhe stieg und sich zu den anderen gesellte.

Im gleichen Augenblick bimmelte die Alarmglocke. Auf der Brücke war der Vorgang beobachtet worden. Dort würde man sich ebenfalls keinen Reim auf die Sache machen können.

Stavros stand da, ohne sich zu rühren. Er kam sich vor, wie auf einer Insel ausgesetzt. Er hörte nicht die hastigen Tritte der übrigen Besatzung. Der Vogelmensch schraubte sich noch weiter in die Höhe.

Die anderen kamen ebenfalls zu ihm. Sie nahmen ihn in die Mitte und umkreisten ihn, als wäre er ihr König.

Genau über dem Schiff zogen sie ihre Bahnen, beobachtet von den staunenden Männern der Besatzung, die diesen Vorgang nicht begreifen konnten.

Höher und höher bewegten sich die Vogelmenschen, bis das tiefe Blau der Nacht sie verschluckt hatte.

Jemand ging vor. Es war der Kapitän. Mit schlurfenden Schritten näherte er sich dem Sarg und schaute hinein. »Leer«, flüsterte er mit tonloser Stimme. »Er ist leer.« Dann drehte er sich zu seiner Mannschaft um. »Wir haben uns nicht getäuscht. Wir sind keinem optischen Irrtum zum Opfer gefallen. Verflucht, was hat das zu bedeuten?«

Die Antwort war Schweigen.

Damit wollte sich der Kapitän nicht zufrieden geben und wandte sich an seinen Bootsmann. »Du, Stavros, hast es gesehen. Von dir will ich eine Auskunft haben?«

Stavros stand unbeweglich. Er konzentrierte sich auf seine Gänsehaut. Als er sprach und seinen Mund bewegte, sah es aus, als würde ein Roboter reden. »Ich weiß es auch nicht, Käpt'n.«

»Aber du hattest Wache!«

»Das stimmt. Der Vogelmensch bewegte sich im Sarg. Es war nicht zu fassen. Er... er bewegte sich, er wollte hochkommen, er kam hoch, dann sah ich die anderen.«

»Über dem Schiff?«

»So ist es.«

»Sie flogen über uns hinweg und warteten darauf, daß er ihnen entgegenfliegen würde.«

»Hat er das getan?«

»Ja, er stieg hoch. Es kam mir vor, als wäre er ein König gewesen, denn die anderen Vogelmenschen umkreisten ihn. Es sah aus, als

würden sie ihm huldigen.«

»Bestimmt hat Stavros recht, Käpt'n«, sagte jemand aus der Mannschaft. »Ich glaube daran.«

Die anderen nickten zustimmend.

Der Kapitän kam sich vor wie ein begossener Pudel. Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Mit leerem Blick starrte er auf die Planken.

»Wir werden den Kurs nicht ändern«, erklärte er. »Volle Kraft voraus.«

»Und was werden Sie berichten?« fragte Stavros.

»Das weiß ich noch nicht.« Abrupt drehte sich der Kapitän um und verschwand unter Deck. Dort setzte er sich in seine Kabine. Auf dem Tisch stand noch die alte Maschine. Ein bis zur Hälfte beschriebenes Blatt war eingespannt. Von der Decke her fiel weißes Licht auf das Papier, das der Kapitän mit einer wütenden Bewegung aus der Rolle zog, es zusammenknüllte und in die Ecke warf.

Dann holte er aus einem Schrank eine Flasche Ouzo. Was er jetzt brauchte, war ein Schnaps...

London war anders geworden!

Nicht daß sich äußerlich etwas verändert hatte, nein, beileibe nicht, es lag allein an der Atmosphäre, die mir persönlich überhaupt nicht mehr gefiel.

Ein Schatten schwebte über der Millionenstadt am Ufer der Themse. Ein gefährlicher und gleichzeitig unsichtbarer Schatten, von dem nur Eingeweihte etwas wußten.

Dazu zählte ich.

Ich hatte dem Schatten auch einen Namen gegeben oder vielmehr einen übernommen.

Dracula zwei!

Eigentlich zum Grinsen, wenn man bedachte, daß es die Figur des Dracula, so wie sie beschrieben und in den Filmen zu sehen war, in Wirklichkeit nicht gegeben hatte. Aber der Blutsauger hatte einen Nachfolger bekommen.

Ausgerechnet einen ehemaligen Freund von uns, Kommissar Mallmann. Er war zu einem Vampir gemacht worden. Reva, die Person, die ihn durch ihren Biß zu einem Blutsauger gemacht hatte, lebte nicht mehr. Sie war von mehreren Geschossen getroffen worden, unter anderem von einem aus meiner Bolzenpistole abgefeuerten Eichenbolzen und von Sukos Silberkugeln.[2]

Damit war die Anführerin der Aktion D – Aktion Dracula – erledigt. Aber nicht der Nachfolger des Blutgrafen. Er existierte nach wie vor, weil ihm die Flucht gelungen war.

Mit ihm hatten wir einen Gegner bekommen, der aus seinem

früheren Leben her sämtliche Tricks kannte und sie auch einsetzen würde, um seinen gewaltigen Plan zu verwirklichen. Er wollte die Welt verändern, aus den Menschen Vampire machen, die dann als Blutsauger die gesamte Welt umspannten. Ich kannte Mallmann gut genug, um ihm zuzutrauen, daß er dies auch schaffte.

Seinen ersten Diener gab es nicht mehr. Marek, der Pfähler, und ich hatten dafür gesorgt, doch Mallmann würde neue finden, da war ich mir sicher.

Nur – wo steckte er? Befand er sich noch in London? War er bereits auf der Suche nach neuer Opfern?

Ich wußte es nicht. Ich konnte nur hoffen, daß er durch die Vernichtung der weiblichen Untoten einen dermaßen großen Schock erlitten hatte, daß er eine Weile brauchen mußte, um sich davon zu erholen.

Hoffnung, keine Realität.

Die sah anders aus.

Ich schwitzte mir fast das Wasser aus dem Leib, denn ich hatte mich an diesem Abend ins Fitneß-Center begeben müssen. Es gab bei uns einige ungeschriebene Regeln, an die sich jeder halten sollte.

Ich hatte die Termine einige Male verschlafen und war jetzt dran, im Gegensatz zu meinem Freund Suko, der es sich zu Hause bequem gemacht hatte.

Durchgewalkt und durchgeschwitzt ging ich schließlich in Richtung Dusche, um mir den Schweiß vom Körper zu spülen. Ich traf im Umkleideraum noch zwei Kollegen, die ebenfalls froh waren, alles hinter sich zu haben und davon sprachen, richtig einen zu zischen, denn das Bier würde herrlich schmecken.

Sie luden mich ein, doch ich lehnte ab. Nicht weil ich keinen Durst gehabt hätte, ich befand mich einfach nicht in der Stimmung, die Sache mit Dracula zwei quälte mich zu stark.

Die Kollegen lästerten. »Gehen Sie wieder auf Geisterjagd?«

»So ungefähr.«

»Dann viel Spaß.«

Hatten die eine Ahnung! Trotzdem konnte ich ihnen nicht böse sein. Sie taten ihren normalen Job. Manchmal wäre ich froh gewesen, an ihrer Stelle zu sein. Besonders in den letzten Tagen hatten wir hart rangehen müssen.

Ich trat in die Dunkelheit des naßkalten Abends. Seit langer Zeit wieder hatte es geregnet. Die Erde lechzte nach Wasser und hatte die ersten Tropfen aufgesaugt wie ein Schwamm.

Mein Blick glitt zum Himmel. Wolkenreich ballte der sich über mir. Der Regen hatte aufgehört, dafür hingen lange Dunstschleier über den Asphaltbahnen der Straßen und schienen sich wie mit Geisterfinger am Belag festkrallen zu wollen. Nahe des Centers trieben sie durch die

farbige Leuchtreklame und wurden zu einem bunten Nebel.

Der Parkplatz lag hinter dem Gebäude. Es war in dieser Stadt schon etwas wert, einen Parkplatz zu bekommen. An einigen Orten hatten wir schon die Verhältnisse der japanischen Metropole Tokio erreicht.

Da ich relativ spät dran war, hatten die meisten Benutzer das Center bereits verlassen. Dementsprechend leer präsentierte sich der dunkle Schotterplatz.

Ich ging zu meinem Rover. Er stand ziemlich weit hinten, fast an der Grenze, wo einige Bäume mit ihren krummen Zweigen dem Wagen Schutz boten.

Ich hielt die Wagenschlüssel bereits in der Hand, als ich den Schatten entdeckte.

Er hatte in den Bäumen gelauert, löste sich plötzlich aus dem Geäst und stieg in die Höhe.

Himmel, war das ein Vogel!

So etwas konnte es normalerweise hier in London nicht geben. Tiere dieser Größe lebten in den Gebirgen ferner Länder.

Der Vogel hatte mich fasziniert. Ich war stehengeblieben, um seinen Flug zu verfolgen.

Noch befand er sich über dem Parkplatz, war allerdings so weit aufgestiegen, daß er mit der Finsternis über den Dächern verschmolz. Ungefähr dort, wo sich sein Kopf befinden mußte, glaubte ich, etwas Weißes schimmern zu sehen.

Dann flog der Riesenvogel weg.

Nahezu sanft bewegte er seine Schwingen auf und nieder. Majestätisch war es anzuschauen, wie er durch die Luft glitt und hinter hohen Hausdächern verschwand.

Schade, ich hätte ihn gern aus der Nähe betrachtet.

Der alte Rover stotterte etwas, bevor der Motor ansprang. Auch er mußte mal wieder in die Inspektion, aber heute brauchte ich das Fahrzeug noch.

Eigentlich hätte ich mit der U-Bahn fahren sollen, denn in der City verdichtete sich der Verkehr mal wieder, so daß ich nur mühsam vorankam.

In Soho klappte es etwas besser. Ich wohnte ja am Rand dieses Stadtteils, der seinen alten Reiz mittlerweile verloren hatte, weil weite Gebiete saniert worden waren.

Ich ertappte mich zudem dabei, daß ich des öfteren in die Höhe schaute und nach dem großen Vogel Ausschau hielt. Von ihm war nichts zu sehen. Er hatte sich zurückgezogen.

Als ich in die Tiefgarage rollte, hatte ich ihn vergessen. Wie immer kam mir der Komplex kalt und abweisend vor, wie eine große Schachtel, die sich im Lauf des Tages immer mehr füllte, nachdem sie am Morgen geleert worden war.

Der übliche Gestank empfing mich nach dem Aussteigen. Es roch nach Abgasen, Öl und auch nach Gummi.

Eine Frau fuhr mit mir zusammen im Lift hoch. Wo sie wohnte, wußte ich nicht. Sie sah ziemlich erschöpft aus, wie sie mit dem Rücken an der Kabinenwand lehnte. Hin und wieder strich sie über ihr dünnes, braunes Haar. Mit einem Nicken verließ sie den Lift.

Im Flur war alles ruhig. Zwei Stunden vor Mitternacht, da wollte ich Suko, der im Apartment nebenan wohnte, nicht stören.

In meiner Wohnung hatte sich nichts verändert. Auf dem Tisch lagen noch immer die Zeitschriften, die ich lesen wollte, dazwischen ein Bericht für Sir James, den ich abgefaßt hatte. Es handelte sich dabei um die letzten Fälle, die sich allesamt um Will Mallmann, den neuen Dracula, und seine Pläne drehten.

Das würde uns noch lange beschäftigen, davon mußte ich einfach ausgehen, denn ich glaubte nicht daran, daß ich diesen blutgierigen Vampir so ohne weiteres stellen konnte.

Beim BKA in Germany war man natürlich geschockt gewesen, als ich von dem Fall berichtet hatte. Mallmanns Vorgesetzter, ein gewisser Herr König, hatte es zunächst nicht glauben wollen, obwohl er mittlerweile erfahren hatte, daß es die Blutsauger tatsächlich gab und nicht nur in Romanen oder Filmen.

Daß der Fall als top secret lief, verstand sich von selbst. Aus Germany würde nichts an die Öffentlichkeit dringen. Allerdings wurde Mallmanns Privatwohnung unter Beobachtung gehalten. Es war durchaus möglich, daß sich der ehemalige Kommissar dort noch einmal zeigte. Sollte dies der Fall sein, würden auch wir Bescheid bekommen. Bisher jedenfalls hatte sich nichts in dieser Richtung getan.

Die verlorene Flüssigkeit mußte ausgeglichen werden. Ich holte eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank, konnte jedoch nicht mehr als zwei Gläser von diesem Läusewasser trinken.

Ich wechselte zu Bier.

Das war herrlich, etwas ganz anderes als dieses Wasser. Ich streckte die Beine aus, nahm mir den Bericht noch einmal vor, las ihn durch, korrigierte ihn an einigen Stellen und würde ihn morgen früh Glenda Perkins zum Abtippen geben.

Diesen Sessel im Wohnzimmer bezeichnete ich als meinen Lieblingsplatz. Ich konnte von ihm aus sowohl auf den Fernseher als auch aus dem Fenster schauen.

Jenseits der Scheibe lag die Dunkelheit des späten Abends. Der Himmel war zu bedeckt, um das Licht der Sterne durchschimmern zu lassen. Die Nacht war grau und finster. Selbst aus den Schluchten der Straßen hochsteigende Leuchtreklamen schluckte der Dunst, bevor sie sich am Himmel abzeichnen konnten.

Dann sah ich ihn wieder!

Der Bericht wäre mir fast aus den Fingern gerutscht, so überrascht war ich, als hinter der Scheibe Bewegung in die Dunkelheit geriet.

Was dort genau lauerte, war nicht zu sehen. Jedenfalls ein Schatten, dessen Seiten auf- und abschwangen.

Der Vogel!

Hatte ich ihn beim ersten Entdecken noch als eine Art von Naturwunder bestaunt, so schrillten jetzt Alarmsirenen in meinem Kopf.

Dieses zweite Erscheinen war kein Zufall mehr, ebensowenig wie das erste Erscheinen des Vogels.

Er beobachtete mich...

Den Grund dafür wußte ich noch nicht. Er würde ihn mir auch kaum sagen können.

Ich stand auf.

Nicht ruckhaftig, mehr gemächlich, um das Tier durch eine hastige Bewegung nicht zu verscheuchen. Es ließ sich auch nicht vertreiben, denn es blieb in der gleichen Distanz vor dem Fenster und schwebte in der Luft. Dabei bewegten sich die Schwingen sehr gemächlich, als würde das Tier alles langweilen.

Ich schritt von der Seite her auf das Fenster zu. Ohne, daß es von mir bemerkt worden wäre, hatte der Vogel seine Position verändert und war noch näher an die Scheibe herangeschwebt. Er kam mir jetzt vor, als wollte er mich in der Wohnung besuchen.

Der Gedanke gefiel mir überhaupt nicht. Sollte der Geier bleiben, wo er wollte, ich jedenfalls hatte in meiner Bude keinen Platz für ihn.

Dann trennte uns nur mehr die Scheibe. Ich schaute ihn von der Seite her an. In der Dunkelheit war die Farbe seines Gefieders nicht genau zu erkennen, schwarz war sie jedenfalls nicht, ich rechnete eher mit einem Braunton, wobei die Ränder des Gefieders heller schimmerten. Eine Mischung aus Grau und Weiß.

Die breite Schwanzflosse erinnerte mich an ein mächtiges Ruder, mit dem der Vogel seinen Flug lenken konnte. Vom Kopf und dem Hals sah ich nichts. Dazu mußte das Tier erst seine Stellung wechseln.

Das tat es auch.

Plötzlich flog es nach links weg, blieb jedoch in der Höhe des Fensters, drehte einen Kreis und flog direkt auf die Scheibe zu. Es präsentierte mir einen Kopf.

Ich erbleichte, ging einen Schritt zurück und konnte kaum fassen, was ich da sah.

Der Vogel besaß den Kopf eines Menschen!

In den folgenden Sekunden geschah nichts. Wir starrten uns nur

mehr an, der große Vogel und ich.

Sein Gesicht hatte etwas Geierartiges an sich. Die gekrümmte Nase, die mich entfernt an einen Schnabel erinnerte, das nach hinten wegfiehende Kinn, die sehr scharf blickenden Augen, der schmale Mund, die hohe Stirn und die nach hinten gewehten Haare, gegen die der Wind strich. Auf sein Erscheinen konnte ich mir keinen Reim machen. Ich wußte nicht, weshalb er gekommen war und was dahintersteckte.

Eine Mischung zwischen Vogel und Mensch!

Als ich daran dachte, stockten meine Gedanken plötzlich, denn mir war etwas eingefallen.

Es hing mit dem Eisernen Engel zusammen, einer Person aus Atlantis, einem mythischen Geschöpf, das die Zerstörung des Kontinents überlebt hatte, wie einige andere auch.

Der Eiserne Engel war damals der Anführer der Vogelmenschen gewesen. Mit dem Untergang des Kontinents waren auch die Vogelmenschen vernichtet worden, das jedenfalls wußte ich. Sollte da jemand überlebt haben? Oder vielleicht mehrere?

Wenn ja, was wollte der Vogelmensch dann bei mir? Er war bei seinem ehemaligen Boß, dem Eisernen Engel, viel besser aufgehoben.

Ich versuchte, seinen Blick zu deuten! Okay, in die Augen konnte ich sehen, nur war es erstens finster, und zweitens sagte mir der Blick des mutierten Geschöpfes nicht viel.

Er war irgendwie leer, ohne Ausdruck, dabei dennoch kalt und unnahbar. Auch feindlich?

Mir zuckte es in den Fingern, das Fenster zu öffnen, ließ es aber bleiben. Ich konnte mir ebensogut das Verderben in die Wohnung holen.

Plötzlich öffnete der Vogel seinen Mund. Ein menschlicher Mund, allerdings ohne Zahnreihen, dafür schlug eine Zunge hervor. Lang und peitschend. Sie erwischte die Scheibe. Ich hörte das dumpfe Geräusch und befürchtete schon, – daß ihr Glas nicht halten würde.

Es hielt...

Aber die Zunge blieb kleben. Sie bewegte sich an der Spitze und hinterließ auf der Außenseite der Scheibe eine lange Schleimspur.

Ohne Grund tat der Vogel das nicht.

Wollte er sie aus dem Rahmen saugen?

Da erschien der Schatten hinter ihm. Er mußte aus der Höhe gekommen sein und war so schnell gewesen, daß ich ihn erst sah, als er direkt über dem Vogel schwebte.

Etwas Langes sauste von oben nach unten. Es warf keinen Reflex, dennoch wußte ich, daß es sich bei diesem Gegenstand um ein Schwert handelte.

Die Waffe traf genau!

Sie trennte mit einem Schlag den Kopf vom Rumpf des Vogels. Für den Bruchteil einer Sekunde sah es aus, als würde der Kopf in der Luft stehenbleiben.

Dann raste er in die Tiefe und entschwand meinen Blicken!

Was er eigentlich selten tat, hatte Suko an diesem Abend gemacht, an dem er frei hatte.

Er war ins Kino gegangen.

Nicht in einen Action- oder Gruselfilm, nein, in eine Komödie, in der Muskelmann Arnold Schwarzenegger den einen Part eines Zwillingspaars spielte. Sein Bruder reichte ihm dabei nicht einmal bis zur Schulter, und die beiden gaben ein köstliches Paar ab.

Der Film hatte es tatsächlich geschafft, Suko von seinen trüben Gedanken zu befreien, und auch die Zuschauer hatten sich dabei köstlich amüsiert.

Nach der Enge des Kinos und noch unter dem Eindruck des Films kam ihm die reale Welt noch düsterer und verlassener vor. Der kalte Wind, der Nieselregen, all das schlug nicht nur gegen seinen Körper, auch auf sein Gemüt.

Suko fröstelte. Er verspürte auch keine Lust, eine der in der Nähe liegenden Bars oder Pubs zu besuchen. Zu Hause gefiel es ihm besser, obwohl er Shao, seine Partnerin, noch immer vermißte.

Ins Kino zu gehen war wieder in. Dementsprechend voll war der Saal auch gewesen.

Suko ließ sich innerhalb der Menschenmenge treiben, die sich allerdings schnell verließ.

Den BMW hatte er in der Tiefgarage gelassen. Er wollte die knappe Meile zu Fuß gehen.

Den Kragen der Lederjacke hatte er hochgestellt. Wer sich zu dieser Zeit und bei diesem scheußlichen Wetter noch auf der Straße befand, war selbst daran schuld. Es waren noch viele Jugendliche unterwegs. Suko entdeckte auch zivile Wagen der Polizei. Er hatte einen Blick dafür, obwohl sie den meisten Menschen nicht auffielen.

Zwei Frauen vom horizontalen Gewerbe machten ihn an und versprachen ihm mit müden Stimmen alle Wonnen des Lebens.

»Später«, sagte Suko nur.

»Ach, geh weiter.«

»Das mache ich auch.«

Die beiden Hochhäuser, in einem davon wohnte Suko neben seinem Freund und Kollegen John Sinclair, waren schon von weitem zu sehen. Wie gewaltige Klötze ragten sie in den dunklen Himmel.

Hinter zahlreichen Fenstern brannte Licht.

Hochhäuser in der Nacht können interessant sein. Für viele

Menschen waren sie ein regelrechtes Kunstwerk. Doch wer darin leben mußte, dachte oft anders darüber.

Ein Bekannter kam Suko entgegen. Es war der Tagesportier, der nach Hause wollte. Er wohnte woanders und fuhr mit der U-Bahn.

»Bei dem Wetter noch unterwegs?« fragte er.

»Ja, ich war im Kino.«

»Muß auch mal sein, wie?«

»Richtig.«

»Was haben Sie denn für einen Streifen gesehen.« Der Hausmeister beugte sich zu Suko hin, als befürchtete er, belauscht zu werden.

»Einen heißen Streifen?«

»Nein, was zum Lachen. Über Zwillinge.«

»Ach ja, das wäre nichts für mich.«

»So ist jeder anders. Guten Heimweg noch.«

»Ja, danke, ebenfalls.« Der Portier tippte gegen den Hutrand und verschwand in der Mischung aus Dunst und Sprühregen, der sehr fein aus den Wolken rieselte.

Bis zum Haus hatte Suko nur noch ein paar Schritte zu gehen. Da er frontal auf das Gebäude zuschritt, sah er auch den erleuchteten Eingang mit der schützenden Decke davor.

Am Eingang und kurz dahinter in der Halle bewegte sich nichts.

Suko hatte es plötzlich nicht mehr so eilig. Er verringerte sein Tempo, die Hände hatte er in den Taschen verschwinden lassen, schaute an der Fassade hoch, wo auch seine Wohnung lag, und glaubte, ganz in der Nähe eine Bewegung erkennen zu können.

Direkt an der Hauswand.

Suko war immer im Dienst. Er ging mit offenen Augen durch die Welt und achtete auf jedes Detail, das nicht, in den normalen Rahmen hineinpaßte.

Das war jetzt der Fall. Weshalb hielt sich ein großer Schatten so dicht vor dem Fenster seiner Wohnung in der Luft, die nicht nach vorn hin lag, sondern zur Seite, wie auch die seines Freundes John Sinclair.

Da stimmte etwas nicht!

Suko änderte seine Richtung. Er schritt rechts am Eingang vorbei und gelangte an die Seitenfront, wo in Bodenhöhe und zwischen Weg und Hauswand Sträucher wuchsen und es aussah, als hätten sie sich mit ihren Zweigen an der Hauswand festgeklammert.

Ein kleiner Streifen Grün in der ansonsten trist wirkenden Betonwüste der unmittelbaren Umgebung, zu der auch noch zahlreiche Parkplätze gehörten.

Suko mußte noch einige Schritte gehen, bevor er dort stehenblieb, wo hoch über ihm das Fenster seiner Wohnung lag. Es war das größte und gehörte zum Wohnraum.

Er sah den Schatten.

Im Licht, das durch zahlreiche Scheiben fiel, wirkte das Gebilde wie ein gewaltiger, übergroßer Vogel, der starr in der Luft stand, jedoch seine Flügel bewegte.

Daran wollte Suko nicht glauben. In dieser Stadt existierten keine Riesenvögel.

Er hob die Schultern, wandte sich ab, denn er hatte beschlossen, sich diese Gestalt von seiner Wohnung aus anzusehen. Vorausgesetzt, sie war noch vorhanden.

Suko kam nur zwei Schritte weit. Vielleicht war es sein sechster Sinn, der ihm bedeutete, stehenzubleiben und noch einmal an der Hausfassade hochzuschauen.

Etwas fiel von oben herab.

Rasend schnell, wie ein Stein, obwohl es keiner war, was Suko deutlich erkennen konnte, wenn der Gegenstand in den aus den Fenstern strömenden Lichtschein geriet.

Mit einem blitzschnellen Satz sprang er zur Seite, weil es so aussah, als würde dieser Gegenstand auf ihn prallen.

Er traf Suko nicht. Statt dessen hämmerte er neben ihm zu Boden.

Der Aufprall verursachte ein klatschendes Geräusch. Suko rechnete damit, daß der Gegenstand zerplatzen würde, der aber tickte einmal auf, fiel wieder zurück und blieb liegen.

Suko glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Er schüttelte den Kopf, er holte tief Luft, denn der Gegenstand, der unbeweglich vor seinen Füßen lag, war ein menschlicher Kopf!

Der Kopf war so gelandet, daß Suko direkt in das bleiche Gesicht schauen konnte. Er sah die schnabelartig gebogene Nase, die Augen, die sich noch auf schaurige Art und Weise bewegten, und auch den Mund, aus dem die lange Zunge hervorhing.

Dann hörte er über sich das Knacken.

Aus seiner gebückten Haltung schaute er hoch. Wieder fiel etwas dicht an der Hauswand herab. Es sah aus wie eine flatternde Decke mit Inhalt. Diesmal schaffte es Suko nicht, sich so schnell wie möglich zu retten. Zwar konnte er seinen Kopf durch die darübergelegten Arme schützen, der meiste Teil jedoch regnete auf ihn nieder.

Knochen, Gefieder, Staub und andere Weichteile vermischten sich zu einem wahren Konglomerat, unter dessen Druck der Inspektor in die Knie ging. Etwas hämmerte gegen seine Stirn, wo die letzte Streifschußwunde noch nicht ganz verheilt war.

Wenig später konnte er sich die Bescherung anschauen. Was er sah, ließ ihn schlucken und trieb ihm gleichzeitig eine Gänsehaut über den Körper.

Die Knochenreste, vermischt mit Gefieder und anderen Stücken, die

wie Fleisch aussahen, waren genau auf den Schädel gefallen und bedeckten ihn wie ein makabres Tuch.

Suko ging näher. Er leuchtete auch mit seiner kleinen Lampe und sah, daß der Kopf ebenfalls nicht mehr so war, wie er ihn vorhin kennengelernt hatte.

Er war zerbrochen, zerplatzt oder zerschlagen.

Warum das alles passiert war, konnte Suko nicht sagen. Er stand fassungslos vor der Hauswand und schaute an ihr hoch.

Vor seinem Fenster und auch dem seines Freundes John Sinclair hielt sich nichts mehr auf.

Kein Schatten schwebte in der Luft, er hörte weder ein Knacken, noch sah er etwas in die Tiefe fallen.

Eines jedoch stand fest. Dieser Vogel war kein normaler gewesen.

Er hatte einen Menschenkopf besessen, und Suko dachte sofort an gewisse Wesen, die einmal in Atlantis gelebt hatten.

Die Vogelmenschen, deren Anführer der Eiserne Engel gewesen war. Mutationen zwischen Mensch und Tier, etwas, das es in der normalen Welt wohl nicht mehr gab, aber in einem Kontinent wie Atlantis zu den alltäglichen Dingen gehört hatte.

Wer hatte den Vogelmenschen geköpft?

Das wiederum wußte Suko nicht. Er schaute noch einmal hoch und sah kein Wesen, das dafür in Frage gekommen wäre.

Einen letzten Blick gönnte er dem Knochenhaufen, bevor er losrannte und wie ein Irrer in das Haus stürmte.

Der Lift stand günstig. Nur dauerte es Suko zu lange, bis die Kabine ihn in die Höhe geschossen hatte.

Unterwegs zog er seine Beretta...

Nicht nur der Kopf des Vogels war vor meinen Augen verschwunden, der Körper ebenfalls, aber ich sah denjenigen, der diese furchtbare Mutation vernichtet hatte.

Vor dem Fenster schwebte der Eiserne Engel!

Eine Gestalt aus grauer Vorzeit. Nicht Mensch, auch nicht Engel, obwohl er zwei Flügel besaß.

Ein Mythos – und ein Freund, auch wenn sich der Eiserne für eine gewisse Zeit auf Irrwegen befunden hatte.

Er trug in der rechten Hand das Schwert, mit dem er so hervorragend umgehen konnte. Im Kampf konnten ihm nur wenige das Wasser reichen.

Ich öffnete das Fenster. Klarer Fall, daß ich den Eisernen in die Wohnung lassen wollte; das war wohl auch seine Absicht.

Er mußte sich tief ducken und seine mächtigen Flügel anlegen, um sich in mein Wohnzimmer hineinschieben zu können. Er landete vor

dem Tisch, ich schloß das Fenster wieder und drehte mich zu meinem Gast um, der sich soeben aufrecht hinstellte und mit seinem Kopf fast die Zimmerdecke erreichte.

Er sah aus wie immer.

Eine mächtige Gestalt, die Ruhe und Vertrauen ausströmte. Das Licht der Lampen umschmeichelten den Körper, der von Natur aus mehr eine eisengraue Farbe besaß, doch nun rötlich schimmerte. Es gab nichts an ihm, was anders ausgesehen hätte.

Das begann an den Füßen, ging über die Beine und hörte erst am Gesicht der Gestalt auf.

Ich nickte dem Engel zu. »Willkommen«, sagte ich spröde, mir dabei über die Stirn wischend. »Ich habe ja gewußt, daß du für Überraschungen gut bist, aber solche wie eben fallen wohl auch bei dir etwas aus der Rolle – oder?«

»Das stimmt.«

»Okay. Willst du etwas trinken?« Ich lachte über meine eigene Frage.

»Gästen bietet man etwas an.«

»Laß es.«

»Gut. Und was ist mit dem Geschöpf. Der Kopf fiel in die Tiefe, der Körper ebenfalls.«

»Ich habe ihn zerstört.«

»Das konnte ich gut sehen. Ich frage mich nur, weshalb du das getan hast.«

Der Eiserne hob die Schultern. »Es gibt Gründe dafür, John, keine Sorge. Ich werde sie dir auch sagen.«

»Dabei wollte der Vogelmensch etwas von mir. Weshalb?«

»Wahrscheinlich solltest du ihm verraten, wo ich mich aufhalte. Das ist alles.«

»Konnte er dich nicht finden?«

»Kaum.«

»Aber ich weiß auch nicht, wo sich die Flammenden Steine befinden. Das Refugium ist für mich nicht einsehbar.«

Da hatte ich nicht gelogen. Die *flaming stones* befanden sich irgendwo in Mittelengland. Dort lebten Myxin, der Magier, Kara, die Schöne aus dem Totenreich und der Eiserne Engel in einer Art Wohngemeinschaft. Sie stammten alle drei aus dem untergegangenen Kontinent Atlantis, hatten damals kaum etwas miteinander zu tun gehabt, waren sogar Feinde gewesen, wenigstens Myxin gegen Kara und den Eisernen, aber sie hatten überlebt und sich zusammengerauft, um nun eine Partnerschaft zu bilden, die sich gegen die Kraft der alten Dämonen, die ebenfalls aus Atlantis kamen, stellte.

Es hatten zahlreiche Wesen überlebt. Zu viele, wie ich meinte. Gefährliche Dämonen, menschverachtend, grausam und nur darauf bedacht, zu zerstören.

Dem wirkten der Eiserne und seine Freunde entgegen, oftmals zusammen mit Suko und mir.

Ich schaute ihn an. »Etwas, das muß ich dir ehrlich sagen, will mir nicht in den Kopf.«

»Was?«

»Mich hat dieser Vogelmensch besucht. Du bist der Anführer der Vogelmenschen gewesen. Weshalb hast du einen deiner Freunde getötet.«

Über das maskenhaft wirkende Gesicht des Eisernen glitt ein Lächeln. »Kannst du dir vorstellen, daß nicht alle Vogelmenschen zu meinen Freunden gehört haben?«

»Ja, das kann ich.«

»Bei diesem hier war das der Fall.«

Ich wollte weiter nachforschen, hörte aber, wie sich in der Wohnungstür ein Schlüssel bewegte.

Im nächsten Moment stürmte Suko mit schußbereiter Beretta in meine Wohnung. Konsterniert blieb er stehen, als er uns erkannte.

Die Hand mit der Waffe sank nach unten.

»Du kannst sie wegstecken, Alter. Es ist alles okay.«

»Das... das sehe ich.« Er ließ die Beretta verschwinden und nickte dem Engel zu. »Hast du dich verflogen?«

»Wohl kaum.«

Suko grinste. »Ehrlich gesagt, ich habe ja nichts gegen Regen, der muß sein. Aber wenn es Knochen, Staub und was weiß ich nicht regnet, finde ich das nicht einmal komisch. Besonders dann nicht, wenn diesem Regen noch ein Kopf vorausgeht.«

»Der Kopf sah zwar menschlich aus«, erklärte der Eiserne. »Doch er gehörte zu keinem Menschen.«

»Dann war es der Vogelmensch.«

»Richtig.«

Suko schielte auf die Waffe des Eisernen. »Und weshalb hast du ihn geköpft?«

»Genau das habe ich ihn auch fragen wollen«, sagte ich.

»Dann rück mal raus mit der Antwort.«

Der Eiserne schaute uns an. »Nicht alle Vogelmenschen standen damals auf meiner Seite. Es ist wie bei den Menschen. Es gibt gute und schlechte. – Die meisten waren gut, sie folgten allein mir, doch einige von ihnen konnten den Verlockungen gewisser Kräfte nicht widerstehen. Sie wurden zu Verrätern, auch deshalb, weil man ihnen versprach, daß sie den Untergang des Reiches überleben würden.«

»Das haben sie wohl«, sagte ich.

»Und wer hat es ihnen versprochen?« wollte Suko wissen.

»Wer wohl?«

»Der Schwarze Tod!«

»Genau, John, er.«

Ja, ich wußte Bescheid, denn ich hatte durch eine Zeitreise bedingt, den Untergang dieses gewaltigen und gleichzeitig auch herrlichen Kontinents miterlebt.[3] Ich wußte davon, daß Atlantis in zwei Hälften gespalten war, ähnlich Aibon, nur nicht so scharf getrennt.

Auf der einen Seite stand als Herrscher und Anführer fürchterlicher Dämonenheere der Schwarze Tod, und auf der anderen die Weißen Magier, zu denen auch Karas Vater, Delios, gehört hatte.

Unter anderem auch der Eiserne Engel.

Er und seine Helfer hatten den Untergang nicht verhindern können. Damals war den gewaltigen Dämonenheeren ein erster Sieg gelungen, und die Übriggebliebenen versuchten nun, in der Gegenwart, ebenso zu agieren wie früher in Atlantis.

Einige Personen, dazu gehörten auch Suko und ich, versuchten, dem einen Riegel vorzusetzen.

Ich blickte den Eisernen an. »Gut, den Schwarzen Tod gibt es nicht mehr, ich habe ihn vernichten können, aber was ist mit den Vogelmenschen? Weshalb sind sie nach einer so langen Zeitspanne wieder erschienen? Wo haben sie sich in der Zwischenzeit verborgen gehalten? Weißt du das? Und was haben sie jetzt vor?«

Der Eiserne Engel antwortete mit einer Gegenfrage. »Wo hat Myxin die lange Zeit verbracht, bevor ihr ihn habt erwecken können?«

»Auf dem Grund des Meeres.«

»Genau. Dort sind auch die Vogelmenschen gewesen. Eingepackt in alte Särge, haben wir gewartet, bis man sie befreite.«

»Und wer war es?«

»Der Zufall vielleicht. Du weißt selbst, daß es genügend Schatzsucher gibt, die nach Altertümern forschen. Manches von dem, was in Atlantis versunken ist, liegt im Sand begraben und wird irgendwann auftauchen.«

Ich nickte. »Ja, das kann ich begreifen. Dann müßte also einer dieser Vogelmenschen gefunden worden sein.«

»Richtig.«

»Und von wem?«

»Das weiß ich nicht.«

Suko sagte etwas. »Aber dir war bekannt, daß einige Vogelmenschen unterwegs sind?«

»So ist es. Um deiner nächsten Frage zuvorzukommen, ich habe es einfach gespürt. Sie dachten, daß die Zeit reif wäre, daß ich geschwächt wäre, weil ich mich lange Zeit über in der Gewalt einer Dämonin Serena befunden habe und weil die Pyramide des Wissens leider zerstört wurde. Nun sahen sie ihre Chance, mir das zurückzuzahlen, was sie damals in Atlantis nicht geschafft haben.«

Ich strich über mein Haar. »Ein bißchen krumm, das alles, findest du

nicht auch?»

»Nein, es ist konsequent. Die Flammenden Steine erwarten wir. Sie sind die Anzeiger, die uns bekanntgeben, wenn sich die alte Magie des versunkenen Kontinents anschickt, wieder in diese Welt zu greifen. Aber das brauche ich euch nicht zu sagen.«

»Und du hast dich allein auf den Weg gemacht?»

»Natürlich.«

»Ohne Myxin und Kara?»

Ich runzelte die Stirn. »Sie waren bestimmt dagegen.«

»Das stimmt. Aber es ist meine Sache. Ich habe es damals versäumt, die Vogelmenschen zu bestrafen. Deshalb muß ich diese Bestrafung mehr als zehntausend Jahre später durchführen.«

So ganz überzeugte mich das noch immer nicht. Aber wir würden sehen. Erst einmal wollte ich von dem Eisernen wissen, wo wir diese Vogelmenschen finden konnten.

»Sie sind, das weiß ich auch, darauf aus, die Flammenden Steine zu finden, und sie besitzen etwas, daß eigentlich das Gegenstück von dem ist, auf das ich mich verlassen habe. Eine Pyramide, nur eine auf den Kopf gestellte, verstehst du?»

»Nein!« erwiderte ich ehrlich.

Auch Suko schüttelte den Kopf.

Der Eiserne lächelte. »Es ist nicht einfach, dies zu begreifen, doch ihr müßt eigentlich das Wissen haben, um es erfassen zu können.«

»Klär uns auf!«

»Sagen euch die Namen Glarion und Merete etwas?»

Nach dieser so harmlos klingenden Frage schauten wir uns an.

Und ob die uns etwas sagten.

Suko nickte. »Natürlich, Glarion/Merete, zwei Personen in einer, ein Zwitter, ein teuflischer Engel, Architekt der Mittleren Periode des alten Atlantis. Eine Person, die ihre Kraft von einem Sternenvolk erhalten haben soll und es verstanden hatte, Energie in Materie umzuwandeln.«

»Richtig«, lobte uns der Eiserne.

»Nur gibt es Merete nicht mehr. Trotz ihrer Kunst, mit Energie und Materie zu spielen, haben wir es durch Magie geschafft, sie zu vernichten.«[4]

»Das ist wunderbar, aber sie hat auch vorgesorgt. So leid es mir tut, dies sagen zu müssen.«

»Wie denn?» wollte ich wissen.

»Von ihr stammt die Pyramide, die ich vorhin erwähnte, die mit der Spitze nach unten zeigt. Ein reinmagisches Energiezentrum, das mitgeholfen hat, überleben zu können. Nur leider bei den falschen Personen, den verräterischen Vogelmenschen.«

»Ausgerechnet«, sagte Suko.

Ich wußte, daß er damit dieses Engels Gesicht meinte. Glarion alias Merete, hatte uns Schwierigkeiten wie selten jemand bereitet. Vor dieser Person hatte ich mich gefürchtet, denn sie war anders gewesen als Vampire oder Werwölfe, schon allein von ihrer Herkunft und auch vom Wissen her.

Zuletzt war sie doch noch besiegt worden. Ihr Körper hatte sich in zwei Geistwesen gespalten, die beide im Strudel der Zeiten verschwunden waren.

»Welche Kraft besitzt die Pyramide?« erkundigte ich mich mit lei ser Stimme.

»Leider eine sehr große. Du kennst Glarion/Merete. Sie oder er war die oder der bekannteste Architekt in der Mittleren Periode des Reiches Atlantis. Sie hat viel geplant, was später gebaut wurde: Städte, Straßen, es gab dort ein unterirdisches Tunnelsystem, von dem man heute nur noch träumen kann. Wenn du dir Entwürfe junger Architekten anschaust, die in der Zukunft und im nächsten Jahrtausend gebaut werden sollen, wirst du Übereinstimmungen finden. Dennoch besitzen diese jungen Designer nicht die Macht und nicht das Wissen einer Person wie eben Glarion alias Merete.«

»Standen denn die Vogelmenschen auf ihrer Seite? Kannst du dich daran erinnern?« wollte ich von dem Eisernen erfahren.

»Das ist schwer zu sagen. Jedenfalls haben es die verräterischen Vogelmenschen geschafft, die Hinterlassenschaft eines Glarion für sich auszunutzen.«

»In der Pyramide?« hakte Suko noch einmal nach.

»So ist es.«

»Jetzt brauchen wir sie nur zu finden, nicht wahr?« sagte ich lächelnd und irgendwie auch lässig.

Der Eiserne nickte. »So ist es.«

»Hast du eine Spur?«

»Ja.«

Das wunderte uns gar nicht. »Weshalb bist du dann nicht hingeflogen und hast sie zerstört?«

»Das geht nicht. Diese Pyramide hat die Eigenschaft, mal sichtbar zu sein oder unsichtbar. Es kommt ganz darauf an. Man muß sie erst locken.«

»Das verstehe ich noch nicht«, sagte ich ehrlich. »Dieser Vogel Mensch den du geköpft hast, hat sich nicht auf die Kraft der Pyramide verlassen. Er kam zu mir, er wollte etwas von mir wissen.«

»Weil er wußte, daß wir uns kennen.«

»Dann sag mir nur noch, was er von mir wissen wollte, und ich bin zufrieden.«

»Den Weg zu den Steinen.«

»Konnte ihm die Pyramide den nicht zeigen?«

Der Eiserne schüttelte den Kopf. »Nein, John Sinclair, unmöglich. Wie du weißt, wirkt die Kraft der Steine genau entgegengesetzt. Und beide Kräfte heben sich auf.«

»Schön«, sagte Suko. »Wir also sollen die Pyramide finden. Weiß du, wo das ist? Die Welt ist groß, auch wenn sie einem manchmal klein vorkommt.«

»In diesem Falle wird sie klein sein, und zwar aus folgendem Grund: Unsere Gegner haben herausgefunden, wo ungefähr die flaming stones liegen könnten.«

»In Mittelengland.«

»Das stimmt. Deshalb haben sich die Vogelmenschen einen Stützpunkt ausgesucht, zu dem ich euch führen möchte. Ich würde dort auffallen. Ihr aber, als normale Menschen, könntet euch bewegen, ohne daß andere Personen mißtrauisch werden.«

»Wo ist das denn?«

»Es ist eine der kleinen Inseln in der Cardigan Bay.«

Ich hatte die Landkarte im Kopf. »Also im Saint George's Channel, zwischen England und Irland.«

»Richtig.«

»Da liegt der Hund begraben«, sagte Suko.

»Das soll wohl auch so sein.«

»Und dort sollen wir hin?« fragte ich zweifelnd.

Der Eiserne lächelte. »Das hatte ich so vorgesehen.«

»Eine andere Frage mal. Wie kommen wir dorthin?«

Unser Freund schaute mich fast mitleidvoll an. »John«, sagte er dann, »ist das Reisen mit mir jemals ein Problem für euch gewesen? Wovon andere träumen, schaffen wir spielend.«

»Natürlich.« Ich nickte. »Auf deinem Rücken.«

Suko fügte eine trockene Bemerkung hinzu. »Sag das nicht weiter, sonst wollen alle.«

»Und das bei dem Wetter«, stöhnte ich.

»Wir werden bis zum Morgengrauen warten. Es reicht aus, wenn wir die Insel im Hellen erreichen.«

»Kennst du denn ihren Namen?«

»Nein, vielleicht hat sie gar keinen.«

»Leben dort Menschen?«

»Davon gehe ich aus.«

»Wenn das stimmt, würden sie in einer großen Gefahr schweben, was diese Vogelmenschen angeht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie den Menschen freundlich gesonnen sind.«

»Da hast du recht.«

»Also werden wir mal wieder in den sauren Apfel beißen und Vampire eben Vampire sein lassen«, sagte Suko.

»Wie meinst du das?« Der Eiserne wunderte sich.

»Schon gut, vergiß es.«

»Und du bleibst in unserer Nähe?«

»Ja. Wäre die Insel menschenleer, könnte ich euch immer begleiten. So aber würde ich eventuell Angst verbreiten, wenn die Bewohner mich sehen.«

Ich hob die Schultern. »So genau weiß ich das nicht. Wenn ich an Suko denke und daran, wie er aussieht, werden die Bewohner Furcht bekommen.«

Mein Freund nahm eine Vase in die Hand. »Was ist wohl härter? Dein Schädel oder die Vase?«

»Probier es aus!« Ich hielt ihm den Kopf hin.

Er stellte sie wieder weg. »Zum Glück bin ich ein Tierfreund.«

»Darf ich mal lachen?«

Der Eiserne wußte nicht, wie er reagieren sollte. Er war unsere Späße nicht gewohnt.

»Willst du bis zum Tagesanbruch bei uns bleiben?« bot ich ihm an.

»Nein, ich werde zurück zu den Steinen fliegen.«

Mein Blick wurde skeptisch. »Das lassen Myxin und Kara zu, daß du allein auf die Insel fliegst?«

»Was sollen sie machen. Es ist mein Problem. Ich muß wieder einen Sieg erringen.« Seine Stimme nahm an Lautstärke ab. »Zu lange habe ich mich unter der Fuchtel einer Serena befunden. Ich war nicht mehr ich selbst. Sie hat mir alles genommen. Jetzt bin ich dabei, mich wieder zu motivieren und aufzubauen.«

»Da hast du dir einen verdammt starken Gegner ausgesucht.«

»Was willst du machen, John. Man muß es nehmen, wie es kommt. Ich bin sogar froh darüber.«

Da er sich auf das Fenster zubewegte, ging ich ebenfalls hin und öffnete es ihm. Schließlich sollte er nicht durch die geschlossene Scheibe fliegen.

Suko und ich schauten ihm nach, bis ihn die Dunkelheit des Himmels verschluckt hatte.

Ich schloß das Fenster, drehte mich um und nickte Suko zu. »Es geht also wieder los.«

»Und Will Mallmann?«

Ich hob die Schultern. »Bete, daß er es nicht schafft, sich seinen verdammt Traum zu erfüllen. Mehr können wir im Augenblick nicht tun...«

Der Eiserne hatte Wort gehalten und war erschienen. Die Reise auf diese uns unbekannte Insel war im Nu vergangen. Der Engel erreichte dabei eine Geschwindigkeit, die schon phänomenal war. Er hatte uns abgesetzt und sich verabschiedet.

»Wie gesagt, ich werde versuchen, in der Nähe zu bleiben und einzugreifen, falls es nötig ist.«

»Okay.«

Suko hatte noch eine Frage. »Wie lange, glaubst du, hält sich diese Magie schon auf der Insel?«

»Ich habe keine Ahnung. Erst vor einigen Tagen habe ich den Einfluß gespürt.«

»Dann mach es gut.«

Der Eiserne breitete die Flügel aus und schwebte der aufgehenden Sonne im Osten entgegen.

Es war ein herrliches Bild. Er wurde kleiner und kleiner, bis er schließlich ganz verschwunden war.

Ich drehte mich zu Suko hin um. Beide kamen wir uns ein wenig verloren vor. Der Eiserne hatte uns auf einem Hügelrücken abgesetzt, von dem aus wir einen sehr guten Rundblick besaßen.

Sehr groß war die Insel nicht. Bei normalem Tageslicht hätten wir von dieser Stelle aus sicherlich an allen vier Seiten der Insel das anlaufende Meer erkennen können. So sahen wir wohl schaumige Streifen, die entstanden, als das Wasser anlief.

Zum Westen hin schützten Felsen das kleine Eiland vor der rauen See. In der entgegengesetzten Richtung mußte es einen kleinen Strand und auch eine Anlegestelle geben. Aber das vermuteten wir nur.

Das Gelände war nicht flach. Hügel reihte sich an Hügel. Dazwischen schnitten Täler wie schmale Furchen. Auf den Hügeln wuchs auch im Winter Gras. Es war nicht einmal zu kalt, nur ein steifer Wind wehte um unsere Ohren.

Wir merkten die Nähe der grünen Insel Irland, die an ihrer Südseite vom Golfstrom gestreift wurde. Durch die ziemlich warmen Temperaturen wuchsen dort sogar Palmen.

Suko hob die Schultern. »Wohin?« fragte er. »Wir können uns die Richtung aussuchen.«

»Der Eiserne meinte, daß die Insel bewohnt wäre.«

»Also zur Anlegestelle.«

»Ja.«

Dort sahen wir die Häuser zwar nicht, gingen aber davon aus, daß es sie gab. Noch nahmen uns die runden Buckel der Hügel einen Großteil der Sicht nach Osten.

Wir marschierten der aufgehenden Sonne entgegen. Bewaffnet waren wir, allerdings hatte ich auf den Dunklen Gral verzichtet und dafür den silbernen Bumerang mitgenommen.

Es dauerte nicht lange, bis die Hügelkuppe hinter uns lag und wir in ein Tal gehen konnten.

Es wellte sich sanft wie der Boden einer Schüssel. Rauch drang in unsere Nasen. Im Zwielficht des anbrechenden Tages sahen wir am

Boden der Mulde einen dunklen Umriß, der durchaus ein Haus oder eine Hütte sein konnte. Der Rauch wurde uns entgegengeweht, und er drang dabei aus der Mulde hervor.

Noch etwas hörten wir.

Das Blöken zahlreicher Schafe und das scharfe Bellen von Wachhunden, die die Herde umkreisten.

Wir brauchten nur eins und eins zusammenzuzählen, um zu wissen, was dort vorging.

Im Tal besaß der Schäfer eine Hütte. Das Klima der Insel ließ es zu, daß die Schafe auch in den Wintermonaten draußen weideten, wobei wir kaum Winter gehabt hatten.

Sehr bald schon hörten wir das hastige Klopfen von Pfoten auf dem weichen Untergrund, dann erschienen zwei langgestreckte Schatten. Wenige Sekunden später jagten die beiden Hunde aus dem Zwielficht hervor. Es sah so aus, als wollten sie uns anspringen, doch sie umkreisten uns nur, als wären wir ebenfalls Schafe. Dabei knurrten sie und bellten gelegentlich heiser.

Bis ein schriller Pfiff ertönte.

Die Hunde kannten das Zeichen. So schnell sie gekommen waren, so schnell jagten sie auch wieder weg.

»Dann laß uns mal schauen, ob der Schäfer noch etwas von seinem Frühstück für uns übrig hat«, schlug ich vor.

In der Großstadt merkte man es nicht so. Ich aber war überrascht, wie schnell es in der Natur hell wurde. Die Formation der Insel schien sich aus dem Zwielficht herauszuschieben und nahm immer klarere Linien an. Jetzt sahen wir auch die Schafe.

Obwohl nicht eingezäunt, standen sie dicht zusammen. Wahrscheinlich schützten sie sich so gegen den Wind, der ziemlich böig in die Mulde wehte.

Er strich über die Rücken hinweg und ließ die Wolle des Pelzes zittern.

Wir hatten den Schäfer noch nicht gesehen, er uns aber. Der Mann mußte gute Augen haben. Er verließ seinen Platz vor der Hütte und schlenderte auf uns zu.

Wir konnten durch die offene Tür schauen und sahen in der Hütte die Flammen eines kleinen Feuers.

»Jetzt müssen wir ihm nur erklären, wie wir auf der Insel gelandet sind«, murmelte Suko.

»Das mache ich schon.«

»Aber nicht als Schiffsbrüchige. So wie wir aussehen, nimmt uns das keiner ab.«

»Genau.«

Ich grüßte höflich, auch Suko sagte seinen Spruch auf, und der Schäfer nickte zurück.

Erste Sonnenstrahlen krochen über den Rand der Mulde hinweg und erreichten auch den Grund, wobei wir uns etwas zur Seite drehten, da wir nicht geblendet werden wollten.

Der Schäfer schaute uns an. »Fremde sind selten«, sagte er.

»Hier auf der Insel bestimmt. Wir sind aus Fishguard herübergekommen.« Es war der Ort, der mir gerade einfiel.

»Eine weite Strecke.«

»Stimmt. Unser Boot liegt unten im Hafen.« Ich hoffte nur, daß es einen gab.

Der Schäfer nickte. »So früh schon?«

»Wir haben uns etwas verschätzt. Urlauber aus der Großstadt sind eben keine Naturmenschen.«

Er nickte wieder. Ob er uns glaubte, war fraglich. Zumindest sagte er uns nichts Gegenteiliges.

»Kommt mit in meine Bude. Ich habe frischen Kaffee gekocht. Auch für Großstädter.«

»Oh, danke.«

Wir hatten den Duft schon gerochen. Der Kaffee befand sich in einem Kessel, und der wiederum schaukelte über dem Feuer, das innerhalb eines Steinvierecks brannte.

Die Tassen bestanden aus dickem Porzellan und waren ohne Griffe. Aus einem alten Regal, der Schlafstätte gegenüber, holte er sie hervor. Die Hunde waren draußen geblieben. Sie hatten wieder ihre normale Arbeit zu verrichten, das Umkreisen der Herde und damit auch den entsprechenden Schutz der Tiere.

»Wenn ihr etwas essen wollt, ich habe noch Brot. Die Eier habe ich leider selbst gegessen.«

»Nein, ein Kaffee reicht schon.«

Er schenkte die Tassen voll und stand dabei im Gegenlicht des Feuers, so daß wir ihn jetzt besser erkennen konnten. Der Schäfer gehörte zu den jüngeren Menschen. Es gibt ja eine gewisse Zahl von Aussteigern, die den Beruf des Schäfers für das Höchste überhaupt halten. Zwar machte der rotblonde Vollbart ihn älter, aber meiner Ansicht nach konnte er nicht älter als dreißig sein.

»Danke«, sagte ich und merkte, daß die Wärme des Kaffees allmählich die Wand der Tasse durchdrang.

Wir hatten uns auf Holzkisten gesetzt. Der Schäfer schlug seinen weiten Mantel zurück und nahm uns gegenüber Platz. »Ich komme übrigens auch aus der Großstadt«, erklärte er zwischen zwei schlürfenden Kaffeeschlucken.

»Woher?« fragte Suko.

»Liverpool.«

»Das ist nicht so weit wie London.«

»Nein, bestimmt nicht.« Der Mann schaute über den Rand der Tasse

hinweg gegen das Feuer. Selbst im Widerschein der Flammen wirkte sein Gesicht leer und die Augen ebenfalls.

»Ich heiße übrigens John Sinclair«, nahm ich den Gesprächsfaden wieder auf. »Das ist mein Freund Suko.«

»Ich bin Monty Heller.«

»Sind Sie schon lange auf der Insel?«

Er hob die Schultern. »Was ist schon Zeit? Was bedeutete sie? Für den einen sehr viel, für mich wenig oder überhaupt nichts. Ich lebe hier, das ist es. Und ich lebe gut. Ich bin allein und nur meinen Tieren gegenüber verantwortlich. Wissen Sie eigentlich, daß Tiere die ehrlichsten Geschöpfe sind, die man sich vorstellen kann?«

»Das stimmt«, sagte Suko.

»Tiere verraten sie nie. Tiere lgen nicht, sie sind nicht falsch, nur manchmal eigen. Menschen sind da anders.« Er stellte seine Tasse weg. »Ihr übrigens auch.«

»Wieso?«

»Ihr habt mir weismachen wollen, vom Hafen zu kommen, wo angeblich euer Boot liegt. Das stimmt nicht. Ihr seid aus der entgegengesetzten Richtung gekommen. Ich habe es gesehen.«

Jetzt klemmten wir fest. »Sie haben recht«, antwortete ich langsam, »doch wir schlugen einen Bogen.«

»Ach so. Dann seid Ihr auch bei der alten Finley vorbeigekommen, nicht wahr?«

Ich ahnte, daß es ein Test oder eine Probe war und schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, die haben wir nicht gesehen.«

»Ja, schon gut.«

Er nickte vor sich hin. »Diese Insel ist seltsam«, sagte er mit leiser Stimme. »Früher war sie ein Paradies, das ist sie heute auch noch, aber eines mit kleinen Fehlern.«

Ich nahm noch einen Schluck des bitteren Getränks und fragte nach dem Grund.

»Ein Fehler seid Ihr.«

»Haben wir Ihnen was getan?« fragte Suko. »Oder haben Sie etwas gegen Ausländer?«

Er lachte auf. »Ich bestimmt nicht. Ich habe nur etwas gegen bestimmte Eindringlinge.«

»Dazu zählen Sie uns?«

Er lehnte sich zurück, winkelte ein Bein an und legte beide Hände um das Knie. »Ja, vielleicht. Es kann sein, daß Sie zu den Dingen gehören, die hier passiert sind.«

»Was ist denn so Schlimmes geschehen?«

Monty Heller schaute gegen die Sonne, deren Strahlen jetzt durch die offene Tür bis gegen das Feuer fielen. »Das ist wirklich die Frage. Ich kann es nicht genau sagen, aber ich hatte manchmal das Gefühl, als

wäre die Insel eingepackt in ein unsichtbares Etwas. Es ist auch an den Menschen nicht vorübergegangen, wir haben uns verändert. Ich selbst will mich da nicht ausschließen.«

»Wie haben Sie das gespürt?«

»Nun ja, es gibt Anzeichen dafür.«

»Wie genau?«

Er winkte ab. »Ich will Ihnen einen Rat geben, obwohl ich nicht weiß, ob ihr Freund oder Feind seid. Verlaßt die Insel! Setzt euch in euer Boot, falls ihr eines habt, und dann weg von hier.«

»Danke für den Ratschlag.«

Er schaute mich aus seinen starren Augen an. »Ich habe es wirklich gut gemeint, John Sinclair.«

»Schon verstanden«, sagte Suko und drückte sich in die Höhe.

»Wir wollen Sie auch nicht länger aufhalten und Sie in Ihrer Ruhe oder bei der Arbeit stören. Danke für den Kaffee.«

»Gastfreundschaft gehört eben dazu«, sagte er.

»Vielleicht können wir uns mal revanchieren.«

Er hob nur die Schultern.

Suko hatte die Hütte des Schäfers vor mir verlassen. »Ein komischer Typ«, murmelte er, als er die ersten Schritte gegangen war.

»Ich weiß nicht, ob und wovon er uns warnen wollte.«

»Möglicherweise hätten wir ihm die Existenz der Vogelmenschen nicht abgenommen.«

»Glaubst du denn, daß sie hier gewesen sind?«

»Sicher doch.«

»Ich bin gespannt.«

Ich schaute gegen den Himmel. Er war wunderbar und explodierte förmlich im hellen Tageslicht. Nichts war von einem Londoner Nieselregen zu merken. Der Wind fegte gegen die Wolken und blies sie weg. Zurück ließ er nur lange, weiße Streifen, die sich wie breite Bänder unter dem blassen Blau des Firmaments hirspannten.

Auch die Schafe standen nicht mehr so dicht zusammen. Sie hatten sich auf ihren Weideplätzen verteilt. Eine Gruppe kletterte am Hang des Hügels hoch, um dort das trockene, sehr kurze Wintergras zu fressen.

Ich blickte noch einmal zurück.

Monty Heller stand vor der Tür. Seine Hände hatte er in die Seiten gestützt und einen dunklen Hut aufgesetzt, dessen breite Krempe die Augen vor den Sonnenstrahlen schützte.

Ich winkte ihm zu, schließlich bin ich ein höflicher Mensch, manchmal wenigstens.

Er grüßte nicht zurück.

»Der hat etwas gemerkt«, sagte Suko. »Dem konnten wir keinen Bären aufbinden.«

»Wir hätten eben die Richtung wechseln sollen.«

»Nein, deine Ausrede hätte besser sein müssen.«

Ich ging nicht auf Sukos Bemerkung ein. »Aber diese Stadt oder das Dorf mit dem Hafen scheint es zu geben.«

»Das will ich mir auch ansehen.«

Soweit sollte es noch nicht kommen. Wir hatten nicht einmal die Hälfte des sanft ansteigenden Muldenhangs erreicht, als wir hinter uns einen gräßlichen Schrei vernahmen.

Zugleich flirrten wir herum.

Der Schäfer stand noch immer vor seiner Hütte. Nur in einer angespannten Haltung, und er brüllte sich dabei fast die Lunge aus dem Leib...

Was Monty Heller hatte, wußten wir nicht. Jedenfalls schrie er nicht grundlos. Wir mußten ihm helfen. Gemeinsam stürmten wir auf die Hütte des Schäfers zu. An einigen Stellen war der Boden noch rutschig vom Tau.

Manchmal hatte ich das Gefühl, fliegen zu können, weil ich einfach weggerutscht war, doch ich konnte mich jedesmal wieder fangen. Suko hatte ähnliche Schwierigkeiten.

Normalerweise hätten die Hunde eingreifen müssen, denn wir mußten auf die beiden vierbeinigen Wächter den Eindruck von Flüchtlingen machen, doch sie hielten sich in ungewöhnlicher Weise zurück. Ab und zu hörten wir ihr Jaulen, das überging in ein schmerzvolles, ängstliches Heulen, und sie suchten dabei den Schutz der Herde.

Auch sie spürten die Veränderung, nur wir wußten noch nicht Bescheid. Kurz vor der Hütte hätte ich noch einmal einen unfreiwilligen Spagat produziert, doch ein außen in die Höhe ragender Pfahl, der eine Holtränke markierte, bremste mich.

Ich umschlang ihn, schleuderte meinen Körper herum und kam doch hinter Suko an.

Der Inspektor stand bereits in der Hütte. Dabei schien er zu einem Standbild geworden zu sein, denn er rührte sich nicht vom Fleck.

Der linke Zeigefinger war nach vorn gestreckt und deutete auf eine Szene, die sich in der Hüttenmitte abspielte.

Monty Heller lag am Boden. Nicht einfach so, nein, er quälte sich und drehte sich dabei mehrmals um die eigene Achse.

Immer wieder schlug er mit den Handflächen auf. Schnell und hektisch, als wollte er einen besonders starken Trommelwirbel inszenieren. Das heftige Schreien war verstummt. Statt dessen drangen ungewöhnliche Laute aus seinem Mund.

Eine Mischung aus Krächzen und Pfeifen. Ich dachte nicht gerade an

Vogellaute, aber sie kamen mir dabei zwangsläufig in den Sinn.

»Los, hin!« sagte Suko.

Es war schwer, den Mann zu bändigen. Schließlich gelang es Suko, ihn in eine regelrechte Schere zu nehmen, hob ihn sogar noch an und schleuderte ihn auf das Bett, wo wir den Mann gemeinsam festhielten.

Ich hielt die Arme, Suko preßte ihm die Beine gegen die Unterlage, damit er nicht treten konnte.

Der Mann bewegte den Kopf. Auf und nieder stieß er ihn in unsere Richtung, als wollte er Schnabelhiebe verteilen. Dabei drangen wieder diese unartikulierten Laute aus seinem Mund. Speichel sprühte er auch.

»John!« Suko zischte meinen Namen. »Schau dir mal die Hände an. Los, mach es!«

Ich hielt seine Arme fest und mußte den Kopf schon drehen, um die Hände erkennen zu können. Die Handrücken zeigten dabei nach außen, und dort sah ich auch die Haare wachsen, die ziemlich dicht zusammenlagen und mich schon an einen Pelz erinnerten.

Haare?

Nein, zum Teufel, das waren keine Haare. Was da aus der Haut wuchs, sah hauchdünn aus, als würde es sich jeden Augenblick von seinem Untergrund lösen.

So etwas kannte ich von Vögeln her...

Ja, es waren Federn!

Hauchdünn zwar, immerhin als solche zu erkennen. Weiß von der Grundfarbe her, aber dem Ende entgegen dunkler abgesetzt. Dieser Schäfer bekam tatsächlich Gefieder.

Es quälte ihn, er quälte sich. Seine Angst mußte grauenhaft sein. Er wollte sich aus unserem Griff befreien, doch wir waren eisern und sahen nur, wie er die Augen verdrehte und einen starren Blick bekam.

»Meine Güte, was machen wir mit ihm?«

Sukos Frage war berechtigt. Auch ich dachte darüber nach, ob ich es mit dem Kreuz versuchen sollte. Der Gedanke daran war zwar nicht schlecht, nur wußte ich nicht, ob ich das Verkehrte machte, vielleicht trug die Weiße Magie des Kreuzes auch dazu bei, den Mann zu zerstören.

Das Gefieder wuchs weiter.

Wir konnten es sprießen sehen. Aus jeder Hautfalte oder Hautpore lugte es hervor, und die winzigen, dünnen Kiele steckten noch in der Haut. Am Kinn, an den Wangen, auf der Stirn, selbst aus den Haaren drangen die Federn hervor, als wollten sie auf seinem Kopf eine buschige Haube bilden.

Plötzlich lag er still.

Ohne Übergang war dies geschehen. Er blieb auf dem Rücken liegen und rührte sich nicht mehr.

Sekundenlang taten wir nichts. Ich drehte meinen Kopf und sah, daß Suko nickte.

Zugleich ließen wir ihn los, jedoch darauf bedacht, sofort wieder zupacken zu können.

Das war nicht mehr nötig. Der Schäfer, der sich auf so grauenvolle Art und Weise verwandelt hatte, war zu einem mit Federn bewachsenen Menschen oder Mensch-Monstrum geworden, über das wir nur den Kopf schütteln konnten.

Wir traten zurück und schauten auf den bewegungslos liegenden Mann. Die Federn bedeckten seinen gesamten Körper als grauer Flaum. Sie quollen sogar durch die Lücken seiner Kleidung und machten denen eines normalen Vogels alle Ehre.

»Was jetzt?« fragte Suko.

»Ich habe keine Ahnung. Aber du kannst mich steinigen. Irgendwie kann ich seine Reaktion verstehen, besonders das Mißtrauen gegen uns Fremde. Er muß gespürt haben, daß seine Verwandlung dicht bevorstand.«

Es war noch immer für uns unfassbar, daß auf einer kleinen Insel wie dieser so etwas geschehen konnte.

Er stand auf. Ruckartige Bewegungen gaben ihm etwas Mechanisches. Vor dem schlichten Bett, schon mehr ein Lager, blieb er stehen. Er starrte auf die offene Tür, ohne uns zu sehen oder bemerken zu wollen. Sein Gesicht war unter den dichten Federn verschwunden, selbst aus dem dichten Wirrwarr des Vollbarts sprossen sie.

Monty Heller bot einen unheimlichen Anblick und wirkte wie verkleidet. Als würde er als Statist im nächsten Moment den großen Auftritt auf der Bühne haben.

Er ging auch.

Mit mechanisch wirkenden Schritten näherte er sich der Tür. Dabei mußte er dicht an mir vorbei. Ich konnte nicht anders und streckte die Hand aus.

Die Fläche glitt über die weichen Federn hinweg, die aus den Haaren wuchsen. Sie waren sehr weich, daunig und wurden durch meine Handfläche glattgestrichen.

Aufhalten ließ er sich nicht. Wie jemand, der an einer langen Leine hing, trat er in die morgendliche Sonne hinaus. Wir schauten auf seinen Rücken, der Veränderte bewegte sich weiter, den zweiten, den dritten und den vierten Schritt.

Dabei schlenkerte er mit den Armen, als wären sie zu Flügeln geworden, die er noch ausprobieren wollte.

Plötzlich blieb er stehen.

Suko wollte ihm nacheilen. Ich konnte meinen Freund soeben noch zurückschleudern, denn aus dem Sonnenlicht war etwas Großes, Gelbes nach unten gestoßen.

Eine Spitze.

Und sie traf den Schäfer!

Beide sahen wir, wie er die Arme hochriß, als wollte er nach einem nichtvorhandenen Rettungsanker greifen.

Irgendwie schaffte er das auch, so paradox sich dies anhörte. Jedenfalls blieb er nicht mehr mit beiden Beinen auf dem Boden stehen. Eine andere Kraft zog ihn in die Höhe, riß ihn mit, und wir kamen bewußt zu spät. Aber wir konnten noch erkennen, wer diesen Mann entführt hatte.

Es war eine gewaltige gelbe Pyramide, die von mehreren Vogelmenschen umflogen wurde und mit einer rasenden Geschwindigkeit in das lichte Blau des Himmels raste...

Suko und ich standen vor dem Haus und konnten nur noch staunen.

Dieser Angriff hatte uns total überrascht, wir kamen damit nicht zurecht und spürten beide das dumpfe Gefühl der Hilflosigkeit und der eigenen Vorwürfe, die wir uns machten.

Mein Freund hob die Schultern. »Sorry, aber das habe ich vorher nicht wissen können.«

»Frag mich mal, Alter.«

»Was haben die Vogelmenschen mit ihm vor. Was wollen sie mit dem Mann?«

»Ich weiß es nicht.« Während meiner Antwort schaute ich normalen Seevögeln nach, die sich hoch über unseren Köpfen zu einem dunklen Schwarm zusammengefunden hatten, Kreise flogen und dabei irgendwie bedrohlich wirkten.

Das war auch Suko nicht entgangen. Er legte seine Stirn in sorgenvolle Falten. »John, ich bin ja ein Vogelfreund, doch in Anbetracht einiger unangenehmer Abenteuer, die wir mit Geistervögeln erlebt haben, werde ich doch etwas unruhig.«

»Das kannst du wohl sagen.«

Der Schwarm traf keinerlei Anstalten, sich aufzulösen. Er blieb über unseren Köpfen, als wollte er uns nicht aus den Augen lassen.

Am Hang standen die Schafe.

Ja, sie standen still, als hätte man jedes von ihnen mit den Pfoten im Gras festgeklebt. Sie blökten nicht, sie rupften kein Gras, sie wirkten wie eingefroren.

Die beiden Hunde befanden sich noch immer zwischen ihnen. Sie hatten sich derart stark geduckt, daß es uns schwerfiel, sie überhaupt auszumachen.

Bleiben wollten wir nicht. Es gab einen Ort auf der Insel, auch einen Hafen. Wir wollten sehen, welche Menschen dort lebten und ob sie ebenfalls schlechte Erfahrungen mit gewissen Kreaturen gemacht

hatten.

»Monty hat gesagt, daß wir aus der verkehrten Richtung gekommen sind. Okay, John, gehen wir in die andere.«

Das taten wir auch. Der Hang breitete sich vor uns als braungrüne Matte aus. Wir gingen durch die Lücken, die uns die Schafe gelassen hatten, und die Tiere glotzten uns starr an, ohne einen Laut von sich zu geben.

Auf der Kuppe angekommen, warfen wir einen letzten Blick zurück.

Bewegungslos lag die Hütte des Schäfers im Glanz der Morgensonne. Nichts zeugte von den Ereignissen, die kurz zuvor geschehen waren. Auch der Himmel war rein.

Keine gelbe Pyramide, kein Eiserner Engel, aber auch keine Vogelmenschen.

»Ein Spuk kommt, ein Spuk verschwindet«, sagte Suko. »Ich bin mal gespannt, was uns im Ort erwartet.«

Den konnten wir bereits sehen, da wir uns auf einem ziemlich hohen Punkt der kleinen Insel befanden. Es war eine Ansammlung von Häusern, die so gebaut worden waren, wie die Menschen gerade Lust hatten. Zu dicht am Wasser standen die Häuser nicht. Zum Wasser führte eine Straße, die auch am Hafen endete.

Einige Boote schaukelten auf den Wellen. Wir sahen die Masten der Segler, aber es überwogen doch die Motorboote. Keine schnittigen weißen Yachten, mehr Gebrauchsboote, mit denen die Einheimischen über das Meer fuhren.

Die Menschen waren auch hier auf den Beinen. Aus den Schornsteinen der Häuser quollen graue Rauchfahnen. Zwei Boote tuckerten der offenen See entgegen. Am Hafen bewegten sich Menschen.

Aus der Distanz gesehen, kamen uns ihre Bewegungen träge und einschläfernd vor, Ich hob die Schultern. »Alles normal«, sagte ich.

»Bis auf eine Kleinigkeit«, erwiderte Suko und deutete schräg gegen den Himmel über dem Ort. »Schau dir die Vögel an. Der Schwarm kommt mir vor, als hielte er den Ort unter Kontrolle.«

Da hatte Suko nicht so unrecht. In der Tat hielten sich die Vögel über dem Dorf auf.

Dort hatten sie sich zusammengefunden und zogen ihre Bahnen.

Sie blieben aber in der Luft, als wollten sie erst noch auskundschaften, wo sie am besten angriffen.

»Vögel und Vogelmenschen«, murmelte ich gegen den Wind an.

»Wer regiert wen? Oder anders gefragt: Wer hat Macht über wen?«

»Die Vogelmenschen doch. Der Eiserner hätte uns sagen sollen, wie sie damals in Atlantis reagierten, was sie dort getan haben, ob es Opfer unter den Menschen gegeben hatte.«

»Das stimmt.« Ich beobachtete den Schwarm weiter, als wir uns dem

kleinen Küstenort näherten. Zu den Seemöwen hatten sich auch einige dunkle Tiere hinzugesellt. Wahrscheinlich Krähen oder Raben, die vom Festland rübergeflogen waren.

Normale Straßen durchzogen die Insel nicht. Wenn wir nicht quer durch das Gelände laufen wollten, mußten wir einen der Trampelpfade nehmen. Sie durchschnitten die Insel und führten aus verschiedenen Richtungen zu dem kleinen Ort an der Ostseite.

Jemand kam uns entgegen. Aus der Tiefe tauchten zuerst die beiden nickenden Köpfe der Pferde auf, die einen Wagen hinter sich herzogen. Er war mit Holz beladen. Auf dem Eiland sicherlich eine kostbare Fracht, denn Wald gab es hier nicht.

Die Pferde schnaubten, die hohen mit Metallreifen bespannten Holzräder rumpelten über die Unebenheit des Bodens hinweg, und der Mann auf dem Bock sah aus wie ein vom Sturm zerzauster Geselle, der sich in einen weiten Mantel gehüllt hatte.

Uns bedachte er mit keinem Blick. Er ließ die Peitsche knallen, ohne daß sie die Rücken der Tiere berührte. In Griffweite rumpelte der Wagen vorbei.

Suko schüttelte den Kopf. »Ein seltsamer Geselle. Weshalb hat er uns nicht zur Kenntnis genommen?«

»Weil er es nicht wollte.«

»Und weshalb nicht?«

»Keine Ahnung.«

»Hast du seine Augen gesehen?« fragte Suko.

»Nicht bewußt.«

»John, der hatte einen Blick wie jemand, der gar nicht in der Welt ist. Abweisend, ins Leere gerichtet, allein mit sich selbst beschäftigt, als würde er unter einem fremden Bann stehen.«

Ich schaute dem Wagen nach, der weitergezogen worden war.

Sollte ich hinterher und ihn anhalten?

Nein, das Dorf war wichtiger. Der Mann war von dort gekommen.

Möglicherweise hatte er nicht als einziger derart ungewöhnlich reagiert. Wir waren jedenfalls darauf gefaßt, einige Überraschungen in dem kleinen Küstenort zu erleben.

Die Vögel waren geblieben. Manchmal hörten wir sie kreischen, als wollten sie uns eine Botschaft entgegenschicken. Sie flogen auch nie tiefer, blieben wie gezeichnet unter dem hellen Blau des Himmels und kümmerten sich nicht um uns.

Der Fährbetrieb lief an dieser einsam liegenden Insel meilenweit entfernt. Wer sich hierher verirrt, hatte es bewußt getan oder wollte einem Sturm entgehen.

Nahe der Ortschaft wurde der Boden grau und steinig. Die flache Schüssel lief ihrem Ende entgegen, und wir erreichten die ersten Häuser. Bauten, die windschief standen. Einige von ihnen lagen im

Schutz höherer Steinmauern, die vor allen Dingen die kleinen Gärten gegen den ewig wehenden Wind beschützten.

Irgendwo hämmerte jemand die Klappe eines Fensters zu, als hätte er Angst davor, von uns gesehen zu werden.

Aus manchen Ställen hörten wir das Muhen der Kühe, irgendwo schrie eine Männerstimme einen wilden Fluch, eine Frau antwortete schrill, dann war es wieder still.

»Weißt du, was mir auffällt«, sagte Suko, »hier gibt es keine Kirche. Nichts zu sehen.«

Er hatte recht. Einen Kirchturm entdeckten wir tatsächlich nicht.

Mich wunderte es auch, denn die meisten Orte, waren sie auch noch so klein, konnten auf eine Kirche nicht verzichten.

»Wer weiß schon, welche Menschen sich hier niedergelassen haben. Vielleicht gehören sie einer Sekte an, die darauf verzichten kann.«

»Nun ja.«

Wir waren weiter in Richtung Ortskern gegangen, dort standen die Häuser dichter zusammen, und es waren auch nur wenige Schritte bis zum Hafen.

Wahrscheinlich lebten die Bewohner vom Fischfang. An wen wollten sie jedoch die Beute verkaufen?

Die Gärten hinter den Häusern sahen winterlich trostlos aus.

Nichts blühte mehr, die Erdfarben herrschten vor, das einzig Grüne war das Wintergras.

Wieder schritten wir an einer Mauer vorbei. Der Wind und die Feuchtigkeit hatten auf einer Seite ein Polster aus Moos wachsen lassen. Es dämpfte die leisen Rufe oder Schreie ebensowenig wie das Mauerwerk. Hinter dem Hindernis waren die Rufe aufgeklungen.

Ich rannte bereits los, umrundete die Mauer an ihrer Vorderseite und blieb dann stehen.

In unmittelbarer Gefahr befand sich niemand. Dennoch hatte das junge Mädchen geschrien, weil es sich vor den Vögeln fürchtete.

Das Mädchen hockte selbst auf dem Rand eines Brunnens. Neben ihm stand ein Korb mit nasser Wäsche. Die Vögel hatten sich um den Brunnen herum verteilt. Sie saßen auch auf der Mauer und hatten den Rand des Brunnens ebenfalls in Beschlag genommen.

Was wollen sie?

Möwen sind an sich harmlose Tiere. Wie sie jedoch den Kreis geschlossen hatten, wirkte bedrohlich. Mir kam der berühmte Film »Die Vögel« in den Sinn. Da hatten die Gefiederten den Menschen gezeigt, zu was sie fähig waren.

Ob uns das Mädchen gesehen hatte, wußten wir nicht. Sie saß nur da und konnte nicht den kleinen Finger rühren.

»Deck du mir den Rücken, Suko. Ich werde mit der Kleinen mal reden.«

»Mach das.«

Auch als ich näherging, nahm mich das Mädchen oder die junge Frau nicht zur Kenntnis. Sie hätte gut eine Irin sein können, mit den roten Haaren, die offen im Wind wehten, dem etwas blassen Gesicht, den Sommersprossen, den hellen Augen, die über die gerade gewachsene Nase hinwegschauten. Eine herb wirkende Person, die einen wadenlangen Rock trug, ein Hemd und darüber eine dicke Jacke aus Lammwolle.

Farben, die nicht leuchteten, die sich dem Winter anpaßten. Die Hände des Mädchens waren rot vom kalten Brunnenwasser.

Sie mußte meine Schritte gehört haben, doch sie reagierte nicht und starrte weiterhin in die entgegengesetzte Richtung, als gäbe es dort etwas besonders Kostbares zu entdecken.

Die Vögel rührten sich nicht. Es kamen auch keine weiteren hinzu.

Der Schwarm kreiste weiterhin über unseren Köpfen. Ich konnte sie nicht zählen, nur schätzen.

Die Zahl der Tiere lag um die zwanzig herum, vielleicht etwas darüber.

In der Regel Möwen, Seeschwalben und auch Krähen, die stumm auf den Plätzen hockten.

In einer sehr nahen Distanz zu ihr blieb ich stehen; wenn ich den Arm ausstreckte, konnte ich sie berühren.

Noch immer reagierte sie nicht. Über dem Rand des Brunnens hing helle Wäsche. Wassertropfen rannen von den Rändern nach unten. Noch traute ich mich nicht, sie anzusprechen, vielleicht machte sie den Anfang. Ich hatte mich getäuscht, sie wollte nicht.

»Hallo«, sagte ich leise und weich. Ich wollte sie um Himmels willen nicht erschrecken.

Das Mädchen rührte sich nicht.

Ich wollte sie an der Schulter berühren, um sie aus der Trance zu lösen. Die Bewegung meiner Hand bekam sie mit. Das Mädchen schrak zusammen, ein Schauer rann über ihr Gesicht, bevor sie die schmalen Lippen bewegte. »Bitte nicht!«

»Was ist los?«

»Geh, Fremder, geh!«

»Und was machen Sie hier?«

»Ich warte, bis sie weg sind.«

»Die Vögel?«

»Ja.«

»Sie haben Angst vor ihnen, nicht?«

Erst nach einem Zögern nickte sie. »Ja, ich habe Furcht. Ich hätte nicht herkommen sollen. Die Vögel sind schrecklich. Sie werden uns noch alle in ihren Bann ziehen.«

»Aber es sind *nur* Vögel«, sagte ich bewußt.

Jetzt schaute sie mich zum erstenmal an. Dabei drehte sie sehr langsam den Kopf. »Ja, es sind nur Vögel, da hast du recht. Aber in ihnen steckt die Kraft des bösen Geistes. Wir sind Verlorene. Wir haben keinen Schutz, verstehst du?«

»Nein.«

»Dann steig in dein Boot und fahr weg.«

Das wollte ich nun nicht. »Ich mache dir einen Vorschlag.«

Sie hob nur die Schultern.

Davon ließ ich mich nicht beirren und sprach weiter. »Du sagst mir, wie du heißt, ich sage dir auch meinen Namen. Dann können wir persönlicher miteinander reden.«

»Wozu?«

»Ich bin John.«

Sie atmete ein. Es sah aus, als wollte sie den herbeiwehenden Wind trinken. »Ich bin Iris.«

»Lebst du allein?«

»Wir leben nie allein. Wir gehören uns alle. Wir haben uns zu einer großen Familie zusammengeschlossen, um hier unser Leben leben zu können. Wir sind etwas Besonderes, das haben uns die Alten immer gesagt. Aber jetzt sind die Vögel da und die Monster.«

»Welche Monster?«

»Die Vogelmenschen. Mit ihnen kam auch die Pyramide. Wir alle haben sie gesehen und auch ihre Kraft gespürt. Es... es war nicht einfach für uns, glaub mir.«

Ich faßte sie an. Vorsichtig legte ich meine Hand gegen ihren Oberarm. »Willst du uns nicht das Dorf zeigen?«

Sie ließ die Hand dort, wo sie war. »Was sollte das für einen Sinn haben? Wir wollen keine Fremden.«

»Auch keine, die euch helfen können?«

Ihr Lachen hörte sich leise an. »Uns helfen? Nein, John, uns kann keiner helfen. Es gibt Dinge, die man als Schicksal bezeichnet. Die Pyramide ist so ein Schicksal. Es tut mir leid, daß ich dir das sagen muß. Du hast dich umsonst bemüht.«

»Ich habe Monty Heller gesehen.«

Als ich den Namen erwähnte, schrak sie zusammen. Farbe kehrt in das blasse Gesicht zurück. »Und?«

»Er ist nicht mehr da.«

Nach dieser Antwort preßte sie die linke Handfläche vor ihren Mund. Ich sprach nicht mehr weiter, irgendwie spürte ich, daß ihr Monty Heller nicht gleichgültig war.

»Wo ist er hin?«

Meine Antwort bestand aus einer Lüge. »Es wollte sich ein wenig umschauen.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Er würde mich nie im Stich lassen.«

»Magst du ihn denn?«

»Sehr sogar.«

Nur gut, daß ich durch die Erwähnung des Schäfers zwischen uns eine Basis des Vertrauens geschaffen hatte. Die Mundwinkel des Mädchens zuckten. Iris blickte an mir vorbei. »Wer ist der Mann dort?«

»Mein Freund Suko.«

»Er sieht so fremd aus.«

Ich lächelte. »Er stammt auch nicht aus Europa, sondern aus Asien. Das ist weit weg.«

»Sehr weit?« fragte sie.

»Ja. Hast du noch nie davon gehört?«

»Nein, John. Wir leben hier für uns. Die Insel ist unsere Heimat geworden. Der Älteste unterrichtet die Kinder, bis sie lesen und schreiben können. Dafür lernen wir andere Dinge, den Ackerbau, die Viehzucht. Wir können töpfern, nähen und schneiden. Die Männer fischen.«

»Wo verkauft ihr die Dinge?«

»Manchmal kommen Fremde zu uns. Ihre Boote legen an. Sie kaufen uns die Waren ab. Wir haben uns immer glücklich gefühlt, aber jetzt ist alles anders geworden. Ein Fluch hat uns getroffen, wir müssen uns versündigt haben.«

»Bestimmt nicht.«

»Doch, das sagt unser Lehrer. Er weiß viel. Er sagt, daß er vieles mit anderen Augen sieht, verstehst du?«

»Nicht genug. Aber das ist nicht wichtig. Du solltest mit uns kommen.«

»Wohin?«

»Zu dir nach Hause, Iris. Wohnst du bei deinen Eltern?«

»Manchmal. Die meiste Zeit über lebe ich allein, denn ich besitze eine eigene Werkstatt. Ich bin eine gute Töpferin, hat man mir gesagt. Ja, ich kann viel verkaufen.«

»Dann zeig uns deine Werkstatt.«

Sie schaute sich wieder vorsichtig um. »Ich weiß nicht so recht. Als ich hier saß, kamen die Vögel. Schau nach oben. Dort sind noch mehr von ihnen. Vielleicht wollen sie nicht, daß ich mit dir gehe. Es ist bestimmt besser, wenn ich so lange warte, bis sie fortgeflogen sind, glaub es mir.«

»Nein, Iris, es wird dir zu kalt werden. Komm lieber mit uns, wir meinen es gut.«

Noch war sie unschlüssig. Ich ließ sie in Ruhe und nickte nur Suko beruhigend zu.

Er hob kurz die Hand. Die Vögel ließ auch er nicht aus den Augen.

»Die Wäsche kannst du hier stehenlassen«, sagte ich und faßte nach ihrer Hand, die eiskalt war. Sehr behutsam zog ich Iris in die Höhe, die sich auch nicht mehr sträubte.

Dabei ließ ich die Vögel nicht aus den Augen. Nach wie vor taten sie nichts. Sie hockten auf ihren Plätzen und beobachteten uns. Wie künstliche Geschöpfe sahen sie aus. Hin und wieder griff der Wind den Tieren ins Gefieder.

Von den großen Vogelmenschen konnte ich keinen entdecken. Das war auch gut so. Iris hätte sich nur mehr erschreckt.

Ich zog sie näher und ging gleichzeitig einen Schritt auf Suko zu.

Iris wehrte sich zwar nicht, aber sie lief steif und atmete heftig. Die Furcht vor den Vögeln war noch nicht gewichen.

Schritt für Schritt näherten wir uns der Mauer, vor der Suko auf uns wartete.

»Hallo«, sagte er, »ich bin Suko.«

»Und ich Iris.«

Am Klang der Stimme hörte ich, daß sie zu Suko Vertrauen gefunden hatte. Sie ließ es auch zu, daß wir sie in die Mitte nahmen und einen schützenden Wall bildeten.

So näherten wir uns dem kleinen Ort, in dem so außergewöhnliche Menschen lebten. Was sie eigentlich hier genau wollten, hatte ich noch immer nicht herausgefunden. Sie waren im weitesten Sinne Aussteiger, hatten eine Gemeinschaft der Naturfreunde gebildet, aber ich konnte mir vorstellen, daß jemand über sie mit harter Hand regierte und den Jüngeren nur das Wissen beibrachte, was gerade nötig war.

Wer zuviel wußte, dachte nach. So etwas paßte manchen Systemen nicht. Das gab es auch noch in der heutigen Zeit.

Suko blieb etwas zurück, als wir an der Mauer entlangschritten.

Im Gesicht des Mädchens rührte sich nichts. Kein Lächeln, auch keine Spannung lag auf den Zügen, es blieb blaß und starr.

War es nur die Angst vor den Vögeln, die sie so reagieren ließ?

Oder steckte mehr dahinter?

Ich glaubte es fast. Es konnte durchaus sein, daß auf diesem kleinen Eiland die falsche Religion gelehrt wurde. Eine Lehre, die mit der Angst der Menschen spekulierte, mit Strafen drohte, anstatt die Nächstenliebe zu verfolgen.

Erst als wir die Dorfstraße erreicht hatten, atmete Iris auf. »Sie sind nicht gekommen«, sagte sie.

»Wie ich es schon vorausgesehen habe, Iris.«

»Aber sie werden kommen. Irgendwann.« Das Mädchen sprach seine Leere der Straße entgegen. – Straße war stark übertrieben, denn die festgestampfte Erde verwandelte sich bei jedem stärkeren Regen in

eine Matschlandschaft.

Die einstöckigen Steinhäuser säumten die Straße. Dabei standen sie nicht in einer Reihe. Mal ragte ein Haus weiter vor, mal stand eines zurück. Die Bauweise jedoch war gleich. Die Mauern bestanden aus Natursteinen. Dicke Brocken waren übereinandergelegt worden und mit Moos verfugt worden. Auf den Dächern sah das Gras aus wie angepappt. Schindeln oder Pfannen entdeckte ich nicht.

»Wo wohnst du?« fragte ich Iris.

Sie deutete die Straße hinab. »Am Ende, nahe des Hafens, aber etwas weg davon.«

»Ah so.«

Keine Menschenseele zeigte sich. Wo ich auch hinschaute, hinter den Fenstern tauchte kein Gesicht auf. Es war die Ruhe vor dem Sturm. Nur der Wind wehte gegen unsere Gesichter. Er brachte den frischen Geruch des Meeres mit. Eine Mischung aus Salz und Wasser.

»Wo sind die Bewohner?« fragte ich Iris.

»In den Häusern. Auch die Fischer sind wieder heimgekehrt, falls sie überhaupt hinausgefahren sind. Sie alle spüren, daß etwas in der Luft liegt. Sie alle haben Angst.«

»Vor den Vögeln?« fragte Suko.

»Nicht nur vor ihnen. Auch vor der Pyramide und den Monstren, die wir gesehen haben.«

»Bist auch du ihnen schon begegnet?« wollte Suko wissen.

»Ja. Schrecklich sahen sie aus. Köpfe von Menschen, aber Körper von Vögeln. Könnt ihr das verstehen?«

»Nein, aber wir sind gekommen, um sie zu suchen, und wir haben sie gefunden.«

Iris blieb so hastig stehen, daß sie uns damit überraschte. »Was hast du da gesagt?«

»Ja, wir wollen sie sehen, und wir wollen auch gegen sie kämpfen. Das ist der Grund.«

»Niemand kann sie besiegen.«

»Wer behauptet das?«

»Unser Ältester. Sie sind wie ein Fluch über uns gekommen, eine Strafe des Himmels. Wir müssen es hinnehmen. Die Menschen haben sich den Tieren gegenüber versündigt. Jetzt bezahlen wir dafür.«

Wenn Iris es so sehen wollte oder so sah, war mir das egal. Es hatte keinen Sinn, sie über die tatsächlichen Absichten dieser Wesen aufzuklären. Sie hätte es wahrscheinlich gar nicht begriffen. Es war auch zu schwer.

Wir gingen weiter.

Suko hatte sich gelöst, während ich Iris' Arm hielt und ihr so etwas wie Unterstützung gab.

Mein Freund schaute sich die Umgebung genau an. Der

Vogelschwarm kreiste auch jetzt über dem Ort. Von den anderen Tieren, die am Brunnen gesessen hätten, sahen wir nichts mehr. Sie hatten auch nicht die Verfolgung aufgenommen.

Ich irrte mich.

Suko brauchte mich nicht zu warnen, denn ich hörte es selbst. Hinter uns erklang ein sehr lautes Schwirren und Flattern, das die Ruhe auf der Straße zerstörte.

»Schau dich um, John!«

Ich ließ Iris los und drehte mich. Was ich sah, schlug selbst mir auf den Magen.

Wahrscheinlich waren es die Vögel vom Brunnen, die sich zu einer keilartigen Formation zusammengeschlossen hatten und in Kopfhöhe über die gesamte Breite der Straße auf uns zuflogen...

Wir waren in diesem Fall unwichtig. Zunächst ging es um Iris. Sie mußten wir aus der Gefahrenzone bringen.

Noch hatten wir ein paar Sekunden Zeit.

Suko stellte sich dem Angriff. Ich fuhr herum, sah Iris wie eine Säule so starr vor mir stehen und den heranbrausenden Vögeln entgegenstarren.

Ich packte sie an den Hüften und stieß sie auf die linke Straßenseite.

Sie stolperte mehr, als daß sie ging. Es war mir egal, ich wollte sie nur raus aus der Gefahrenzone haben.

Sie schien kaum mitzubekommen, daß ich sie auf die Häuserzeile zustieß. Wichtig war eine Tür, eine Nische, in die ich sie hineindrücken konnte.

Iris bekam davon kaum etwas mit. Sie stolperte weiter, dem Druck und dem Zug meiner Hände gehorchend.

Das Geräusch der heftig flatternden Schwingen war viel lauter geworden. Ich spürte schon den Luftzug, der über meinen Kopf hinwegglitt, als ich das Mädchen in die Haustürnische hineindrückte.

Iris war nicht in der Lage, die Türklinke zu drücken. Ich tat es für sie und mußte feststellen, daß die Haustür abgeschlossen war. Mein Blick flog nach rechts, wo sich ein kleines Fensterviereck befand.

Dahinter schimmerte das Gesicht eines Mannes, in dem die weit geöffneten Augen besonders auffielen.

Als er sah, daß ich ihn anschaute, zuckte er zurück. Wahrscheinlich hatte er ein schlechtes Gewissen. Jedenfalls würde er die Tür für Iris bestimmt nicht öffnen.

Die ersten Vögel hatten mich erreicht. Sie umschwirrten mich mit heftig schlagenden Flügeln, griffen aber noch nicht an. Ich hörte Iris leise wimmern, drehte mich um und genau in den ersten Angriff der beiden Seeschwalben hinein.

Ungewöhnlich groß kamen sie mir vor. Wer sie fliegen sah, konnte kaum ermessen, was ihre tatsächliche Größe anging.

Auch Suko kämpfte. Er stand auf der Straße und schlug mit beiden Armen heftig um sich.

Ein Schnabel hackte nach meiner Hand. Ich war schneller, riß sie weg und fegte den Vogel zu Boden. Den zweiten bekam ich mit der Linken zu fassen, hielt ihn für einen Moment fest, drückte zu, hörte ein Knirschen und schleuderte ihn fort.

Auch Suko wehrte sich gegen den Angriff. Er hatte einige der fehlgeleiteten Tiere bereits vernichten können. Ich wollte auch weitermachen und zog meinen Dolch.

Es war nicht mehr nötig. So rasch der Angriff erfolgt war, so schnell zogen sich die Tiere auch wieder zurück. Als hätten sie einen Befehl bekommen, jagten sie steil in die Luft, um sich mit dem über uns flatternden Schwarm zu vereinen.

Es war vorbei!

Ich atmete tief durch, sah Sukos beruhigendes Abwinken und kümmerte mich um das Mädchen.

Iris hockte in der schmalen Türnische an der linken Seite. Sie hatte sich so klein wie möglich gemacht.

Ihr war nichts passiert.

Als ich sie anstieß, schrie sie auf, ohne den Kopf zu heben. Erst meine Worte beruhigten sie.

»Es ist vorbei, Iris. Die Vögel sind wieder weggefliegen. Sie können aufstehen.«

»Ja? Wirklich?«

»Wenn ich es Ihnen sage.«

Sie erhob sich langsam. Ich stützte sie dabei noch ab. Schließlich stand sie vor mir, schaute mich an, zitterte und fiel mir in die auffangbereiten Arme.

»Keine Angst, Mädchen«, sagte ich leise. »Du brauchst wirklich keine Angst zu haben. Es hat alles wunderbar geklappt. Wir haben gewonnen. Wir haben die Vögel in die Flucht treiben können.«

Ob sie mich verstand, wußte ich nicht. Sie hatte die Stirn gegen meine Schulter gepreßt, und ich hörte sie leise weinen.

Suko kam zu uns. Er schüttelte den Kopf. An seiner linken Hand sah ich eine Schnabelwunde, aus der Blut quoll. »Keiner, John, hat eingegriffen. Mir kam es vor, als wäre dieser verdammte Ort menschenleer. Sie haben sich verkrochen wie die Ratten. So etwas habe ich selten erlebt, verdammt noch mal.«

»Du hast recht.«

Er tupfte seine Wunde ab. »Ich weiß nicht, weshalb sie so plötzlich angriffen, aber sie sind verschwunden.« Er hob die Schultern. »Möglicherweise wollten sie uns nur warnen.«

»Kann sein.«

Suko grinste hart. »Aber sie werden sich geschnitten haben, das kann ich dir versprechen.«

»Sie kommen wieder«, sagte Iris, als sie ihre Nase schneuzte. »Die kommen bestimmt wieder und nicht allein.«

»Wie meinst du das?«

Sie schaute mich aus verweinten Augen an. »Dann bringen sie die Monster mit.«

»Und die Pyramide?«

»Ja, die auch.«

»Darauf warten wir.«

»Nein, ihr könnt nicht dagegen an. Ihr seid viel zu schwach. Die Pyramide ist eine Strafe des Himmels. Sie leuchtet wie die Sonne, aber sie besitzt die Kraft der Hölle. Sie ist grausam, sie ist böse. Sie hält uns unter Kontrolle.«

»Wenn sie tatsächlich erscheinen sollte«, sagte ich, »solltest du, Iris, nicht mehr im Freien sein und dich in deinem Haus befinden. Wir werden so schnell wie möglich hingehen.«

Diesmal widersprach Iris nicht. Wahrscheinlich dachte sie darüber nach, daß wir es gewesen waren, die sie vor Schlimmerem bewahrt hatten. Möglicherweise hatten wir ihr sogar das Leben gerettet, denn diesen Vögeln traute ich inzwischen alles zu, auch einen Mord.

Zurück ließen wir einige Vogelkadaver. Sie lagen als makabre Andenken der Attacke auf der provisorischen Straße und konnten von jedem Bewohner gesehen werden.

Iris ging schneller. Den Kopf hielt sie gesenkt.

Bei jedem Schritt, den wir zurücklegten, rückte auch der Hafen näher. Aus der Ferne hatte er ziemlich normal ausgesehen. Nun erkannte wir, daß es sich um ein ziemlich primitives Bauwerk handelte. Man hatte sich eine Laune der Natur zunutze gemacht, denn zwei schmale, höckerartige und zum Meer hin abfallende Felsen stießen wie Schutzwälle in die anrollende Brandung hinein.

Die primitive Straße mündete in einen Platz. Dort ragten Holzgestelle hoch, an denen Netze zum Trocknen aufgehängt waren. Wenn der Wind gegen sie fuhr, bewegten sie sich wie Schleier.

Die Schiffe lagen an der Mole. Ihre Taue waren um Eisenpfosten gewickelt. Wenn eine Welle besonders stark gegen die Mauer schwappte, schäumte Gischt über und näßte die Mole.

Wir bogen nach links ab, passierten Zäune und kleine Schutzmauern, hinter denen kleine Häuser standen. Manche von ihnen kamen mir nicht größer vor als Geräteschuppen.

Ich wunderte mich nicht mehr, daß uns niemand begegnete. Die Menschen hatten sich in ihren Häusern verkrochen, weil sie glaubten, dem Fluch damit entwischen zu können.

Es war nicht der richtige Weg. Man mußte sich den Tatsachen stellen, auch wenn sie noch so schlimm waren. Nur konnte ich den Bewohnern keinen Vorwurf machen. Sie hatten bisher in ihrer eigenen Welt gelebt. Alles andere existierte für sie nicht.

»Hier ist das Haus«, sagte Iris mit leiser Stimme und deutete nach vorn, wo ein Gebäude quer stand.

Es gehörte zu den kleineren Bauten und erinnerte mich wieder an den Vergleich mit einem Schuppen. Trotzdem fiel er aus dem Rahmen, denn jemand hatte die Außenfassade hellgrün gestrichen und sie den sommerlichen Farben der Insel angepaßt.

»Warst du das mit dem Anstrich?« fragte ich Iris.

»Ja. Ich habe das Grau einfach nicht mehr vertragen.« Sie hob die Schultern. »Ich mag die langen Winter nicht, denn ich liebe die Sommertage und auch die Nächte.«

»Das kann ich verstehen.«

Suko stand schon an der Tür. »Hast du abgeschlossen?« fragte er.

»Nein, das macht hier niemand.«

Er streckte uns die linke Hand entgegen. Mit der anderen zog er die Beretta. »Ich schaue mal nach.«

»Okay.«

Suko drückte die Tür auf, und ich hörte das Flüstern des Mädchens. »Ihr habt Pistolen?«

»Ja.«

»Ich mag Waffen nicht. Ich hasse sie sogar.«

»Da hast du recht. Ich hasse sie im Prinzip auch. Nur kommt man manchmal nicht ohne sie aus. Das ist es eben.«

»Wer seid ihr?« Iris spürte instinktiv, daß wir nicht zu den Menschen zählten, mit denen sie normalerweise zu tun hatte. Wir waren eben anders, allein durch die Bewaffnung.

»Nimm einfach an, daß wir gekommen sind, um dir und den anderen auf der Insel zu helfen.«

»Soll ich das glauben?«

»Es bleibt dir überlassen, Iris. Aber wir sind nicht zufällig hier, das will ich dir noch sagen.«

»Ich glaube es jetzt sogar.«

Suko kehrte zurück. In der offenen Tür blieb er stehen und nickte beruhigend. »Ja, es ist alles klar. Vögel oder Vogelmenschen habe ich nicht entdecken können.«

»Gut.« Ich schob Iris vor, auf den Eingang zu. So ganz schien sie dem Frieden wohl doch nicht zu trauen.

Mir erging es nicht anders. Auch ich schritt etwas steif auf die Tür zu.

Suko machte uns Platz.

Kleine Häuser sind oft sehr gemütlich, können aber manchmal auch

ziemlich düster sein.

Das erlebte ich hier nicht. Zur Rückseite hin überraschte mich die Größe eines Fensters, das bis zum Boden reichte und fast die gesamte Breite des Hauses einnahm. Durch die große Scheibe konnte eine Menge Licht fallen. Das brauchte Iris auch.

Sie hatte uns erzählt, daß sie sich durch Töpfern ihren Lebensunterhalt verdiente.

Das war zu sehen. Nahe der Scheibe hatte sie sich ihren Arbeitsplatz eingerichtet. Drei Töpferscheiben sahen wir, auf dem Boden breiteten sich hohe Lehmwürfel aus. In der Ecke stand ein stinkender Ofen, der noch nicht einmal angeheizt worden war. Direkt unter ihm lagen Kohlen und Holz auf einem Rost.

Die fertigen Waren hatte Iris in einem extra gezimmerten Regal ausgestellt.

Vasen, Tassen, Schalen, Teller, aber auch kleine Figuren bekamen wir zu sehen und zu bewundern.

Ich nickte Iris zu. »Deine Arbeiten sind wunderschön. Du bist eine richtige Künstlerin.«

Das Lob machte sie verlegen. Sie hob die Schultern. »Ja, die Fremden kaufen sie gern.«

»Was sagen deine Eltern dazu?«

»Sie leben in einem anderen Haus. Ich habe es gebaut und auch bezahlt.«

»Alle Achtung.«

»Nur bei euch. Mich hat man fast verstoßen. Mail hat mich aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, weil ich verdienen will. Es würde sich nicht ziemen, heißt es. Deshalb sind meine Eltern auch ausgezogen, versteht ihr das?«

Ich nickte. »Es ist uns schon klar. Wenn ich dich allerdings so reden höre, habe ich das Gefühl, daß du einfach nicht auf diese Insel gehörst. Oder täusche ich mich da?«

»Nein, John, du täuschst dich nicht. Auch ich habe damit angefangen, über mein Leben nachzudenken. Aber was soll es?« Sie hob die Schultern. »Ich bin ja ein Kind dieser Insel und weiß zu wenig, um mich woanders durchschlagen zu können.«

»Bist du denn die einzige, die so denkt?« fragte Suko.

»Nein. Monty auch.«

»Der Schäfer?«

Sie nickte. In ihre Augen legte sich ein Leuchten. Den jungen Mann mochte sie wohl sehr.

Suko räusperte sich und schaute zu Boden. Ich wußte, weshalb er das tat. Er wollte das Thema nicht noch weiter ausbauen. Schließlich durfte das Mädchen nicht enttäuscht werden.

»Setzt euch doch«, sagte Iris. »Ich gebe gern, was ich habe.«

»Danke.«

Wir nahmen an einen quadratischen Holztisch Platz, vor dem vier schmale Stühle standen.

Iris öffnete die Tür eines alten Holzschanks, bei dem ein Fuß fehlte und der deshalb schief stand. »Ich kann euch Met, das ist Honigwein, anbieten. Wollt ihr den probieren?«

»Hast du ihn selbst hergestellt?«

Iris nickte.

»Dann gern«, sagte Suko.

Sie brachte einen Krug und vier Becher. Dann setzte sie sich zu uns. Wir schenkten ein, und ich verteilte die Becher. Iris starrte ins Leere. »Ich weiß nicht«, sagte sie, »aber ich habe den Eindruck, daß bald alles zerstört ist. Die Vögel haben die Macht übernommen. Seit wir die Pyramide zum erstenmal gesehen haben, ist hier vieles anders geworden. Jeder hat schreckliche Angst davor. Sie leuchtet wie die Sonne, und sie wird von den Vogelmenschen umflogen.«

Ich trank den Honigwein. Er mochte zwar gut sein, mir jedoch war er etwas zu süß, während Suko anerkennend nickte.

Darüber freute sich Iris. Uns blieb auch nicht verborgen, wie nervös sie war. Immer wieder knetete sie ihre Finger, drehte mal den Kopf und schaute nach draußen.

»Suchst du die Vögel?« fragte ich.

Sie nickte. »Datei will ich gar nicht, daß sie kommen. Aber ich weiß, daß sie nicht verschwunden sind.«

»Das glaube ich dir gern.«

Sie faßte nach meiner Hand. »Und was werdet ihr tun, wenn die Vogelmenschen kommen?«

Ich lächelte schmal. »Wir müssen uns ihnen stellen, Iris. Deshalb sind wir hier.«

»Wenn das mal so einfach wäre.«

»Weißt du eigentlich«, sprach Suko sie an. »Weshalb sie ausgerechnet eure Insel gewählt haben?«

»Nein, das weiß ich nicht. Ich habe überhaupt keine Ahnung, das ist ja so schlimm. Ihr denn?«

»Wir haben da eine Vermutung«, gab Suko zu.

»Kannst du darüber sprechen?«

»Können schon, ich will es nur nicht. Du würdest es kaum begreifen, Mädchen.«

»Vielleicht schon.«

»Nein, laß es. Nur soviel: Es hat nichts mit euch zu tun. Diese Vogelmenschen brauchten eine Art Startplatz, von wo sie aus gewisse Aktionen in die Wege leiten konnten.«

»Schlimme?«

»Für diejenigen, die es betrifft, bestimmt. Wie gesagt, sie sind nicht

hier.«

Während sich Suko mit Iris unterhielt, schaute ich durch das große Fenster nach draußen.

Das Land öffnete sich hinter dem Haus und stieg sanft an.

Mein Blick war eher gelangweilt-interessiert, doch plötzlich saß ich starr.

Das hatte auch Suko bemerkt. »Was ist denn?«

»Da geht jemand!« Ich stand auf.

»Wer, wo?«

Ich ging auf die Scheibe zu und drückte mich vorbei an den Töpferscheiben.

Auch Suko und Iris waren nicht sitzengeblieben. Das Mädchen kannte die Person.

»Das ist Marrol.«

»Gut. Aber wer ist Marrol?«

»Einer der Ältesten hier.«

»Wo will er hin?« Dieser Mann ging, ohne einen Blick auf das Haus zu werfen. Er schaute stur geradeaus und wirkte so, als stünde er unter einem Zwang.

»Das kann ich auch nicht genau sagen«, erwiderte Iris. »Ich könnte mir vorstellen, daß er in unser »Home« geht.«

»Home?« wiederholte ich. »Was ist das?«

»Ein Versammlungshaus, das wir so nennen. Dort kommen wir zusammen, um Probleme zu besprechen. Manchmal beten wir auch für uns und eine bessere Welt.«

»Was könnte er dort wollen?«

»Ich weiß es nicht«, gab Iris zurück.

»Ich habe von einer Versammlung nichts gehört.«

»Bist du denn immer dabei?«

»Auch wenn sie mich nicht mögen, aber das müssen sie. Es ist in unseren Regeln festgelegt worden.«

»Ah so...«

Der Mann blieb stehen und drehte sich um. Er hatte sich beim Gehen auf einen Stock gestützt, den er nun anhub. Mit ihm drohte er zu uns herüber.

Demnach mußte er doch gesehen haben, daß wir ihn mit Blicken verfolgten. Er stand dort wie eine fleischgewordene Warnung. Wind wehte gegen ihn und ließ seinen langen, weißen Bart flattern. Ich konnte mir gut vorstellen, daß so die Propheten des Mittelalters ausgesehen hatten. Sekundenlang blieb er in seiner Haltung, dann drehte er sich abrupt um und setzte seinen Weg fort.

»Das war unmißverständlich«, sagte Suko. »Ich glaube, wir haben nicht nur die Vögel und die Vogelmenschen als Gegner, auch die Bewohner der Insel sind uns nicht eben freundlich gesonnen.«

»Das befürchte ich auch«, murmelte Iris. »Wenn sich Fremde auf der Insel aufhalten, spricht sich das blitzschnell herum. Man kann nichts dagegen tun, der eine sagte es dem anderen. Sie flüstern sich die Nachrichten gegenseitig zu.«

»Wenn sie tatsächlich eine Versammlung abhalten«, sagte Suko, »würde es mich interessieren, was dort besprochen wird.«

Ich kannte Suko gut genug, um zu wissen, was er damit andeuten wollte. »Du willst also hin?«

»Richtig.«

»Ich nicht«, sagte Iris schnell. »Ich werde mich nicht in Gefahr begeben, denn ich traue ihnen nicht. Die sind gefährlich, glaubt mir. Die sind einfach grauenhaft.«

»Stimmt, Iris.« Ich nickte ihr zu. »Ich werde dich auch nicht allein lassen.«

»Wenn du mir den Weg beschreibst, werde ich das Haus auch allein finden«, sagte Suko.

»Das... das willst du wirklich?«

»So ist es.«

»Es kann gefährlich werden«, warnte ich meinen Freund.

Er winkte ab. »John, mal ehrlich. Was ist in unserem Job nicht gefährlich?«

»Stimmt auch wieder.«

Iris zögerte noch. Da ich nichts dagegen hatte, entschloß sie sich schließlich, Suko den genauen Weg zu beschreiben.

»Danke, das werde ich finden.« Er ging zur Tür. »Und gib auf die Kleine acht, John!«

»Keine Sorge, das schaffen wir schon. Laß du dich nicht von irgendwelchen Vögeln anpicken!«

»Bestimmt nicht. Wir sehen uns bestimmt.«

»Das glaube ich auch.«

Iris schaute gegen die Tür, die Suko von außen wieder zudrückte.

»Ein gutes Gefühl habe ich nicht«, flüsterte sie und schüttelte den Kopf. »Nein, wirklich nicht. Ich bin eher der Meinung, daß sich hier etwas zusammenbraut.«

»Und was?«

»Kann ich nicht sagen, John. Aber es ist vorhanden, es schwebt über uns und wird immer dichter. Da kann man es mit der Angst zu tun bekommen, wirklich.«

»Mal sehen.«

Sie konnte sich nicht setzen. Unruhig schritt sie auf und ab. Es tauchten keine weiteren Inselbewohner mehr in unserem Blickfeld auf. Die anderen hatten wohl den normalen Weg genommen und waren nicht querbeet gegangen.

Neben einer Töpferscheibe blieb Iris stehen und starrte mich an.

Ihre Augen hatten an Größe gewonnen, die Pupillen schienen aus leicht gefärbtem Glas zu bestehen.

»Ist was?« fragte ich.

»Ja.« Sie nickte heftig. »Etwas ist anders geworden. Das spüre ich.«

»Was und wo?«

»Das weiß ich eben nicht. Aber es hat sich etwas zusammengebraut, das merke ich. Und es schwebt über uns, es ist in unserer Nähe. Wirklich, ich habe Furcht davor.«

Sie hatte so intensiv und glaubwürdig gesprochen, daß auch ich mißtrauisch geworden war und aufstand. Mein Blick fiel durch die Scheibe in ein leeres Gelände hinein. Dort war wirklich nichts zu sehen, nicht einmal ein Hase huschte vorbei.

Aber die Vögel kamen.

Sie flogen normal und in großer Höhe. Wieder hatten sie sich zusammengerottet. Vor dem blassen Himmel hoben sie sich als dunklerer Keil ab, dem ein besonders großes Tier voranflog.

Einen derart großen Vogel hatte ich hier auf der Insel noch nicht gesehen. Es sei denn...

Ich trat dicht an die Scheibe und schaute schräg gegen den Himmel. In diesem Augenblick hätte ich gern ein Fernglas gehabt, doch das Phänomen war auch mit bloßen Auge zu erkennen.

Den Schwarm führte ein Vogelmensch an!

Auch Iris hatte ihn jetzt gesehen. »Gütiger Lord«, hauchte sie. »Es wird bald beginnen. Ich habe es gespürt. Schau nur, da fliegt der große Vogelmensch.«

Ich nickte nur. Mir wäre es lieber gewesen, wenn der Eiserne Engel die Führung übernommen hätte, aber der war nicht zu sehen.

Dabei hatte er versprochen, uns Deckung zu geben.

Das monströse Wesen und seine ihm folgenden Vögel blieben in gleicher Höhe. Sie trafen keinerlei Anstalten, irgendwo zu landen, was mich wunderte.

Sollten sie diese Insel vergessen haben?

Die Rotte bewegte sich parallel zu den anlaufenden Wellen. Da sie näher gekommen waren, konnte ich auch das Gesicht des Vogelmenschen erkennen. Es glich dem Gesicht der Kreatur aufs Haar, die sich vor dem Fenster meiner Wohnung gezeigt hatte.

Manchmal sah es so aus, als hätten sich die Vögel Iris' Haus ausgesucht. Die Perspektive täuschte, sie flogen vorbei. Majestätisch bewegte der Anführer seine breiten Schwingen. Es sah aus, als würden zwei dunkle Decken durch die Luft wehen. Die breit auslaufende Schwanzfeder, wo normalerweise die Beine eines Menschen gesessen hätten, diente dabei als Ruder.

Günstige Aufwinde sorgten dafür, daß die Tiere fast getragen wurden.

Die letzten verschwanden wie ein Spuk. Wenn sie die Richtung beibehielten würden sie bald das offene Meer erreicht haben und darüber hinwegschweben.

Damit allerdings rechnete ich nicht. Ich konnte mir eher vorstellen, daß dieser Schwarm noch auf der Insel nach einem Landeplatz suchte. Ich brachte ihn bei meinen nächsten Worten in den unmittelbaren Zusammenhang des von mir entdeckten Mannes.

»Kann es sein, daß sie zu der Versammlung wollen?«

Iris nickte. »Es ist möglich, doch ich bin mir nicht sicher. Diese Tiere sind einfach unberechenbar, glaub mir!«

»Allmählich gab ich meinem Freund recht«, sagte ich nach einer Nachdenkpause. »Es ist wohl nicht gut, wenn wir uns nur hier aufhalten. Eventuell können wir mehr erreichen, wenn wir uns draußen der Gefahr stellen. Was meinst du?«

»Davor habe ich Angst.«

»Ein gutes Gefühl habe ich auch nicht, aber es geht nun mal nicht anders, glaube ich.«

»Nein, bitte. Ich möchte...«

Meine Hände legte ich auf ihre. »Klar, Iris, das verstehe ich. Trotzdem möchte ich dich fragen, ob du nicht irgendwo ein Versteck kennst, in dem man dich erstens nicht findet und du zweitens so lange wartest, bis die Gefahr vorbei ist.«

»Meinst du?«

»Es wäre nicht schlecht.«

Sie atmete ein. »Es gibt hier wohl einen kleinen Keller«, sagte sie leise und wies zu Boden. »Monty hat ihn mir ausgehoben, damit ich dort meinen Lehm aufbewahren kann.«

»Das wäre gut.«

»Aber der Keller hat keinen zweiten Ausgang. Wo ich hineingegangen bin, da muß ich auch wieder raus.«

»Ist das schlimm?«

»Wenn jemand Bescheid weiß und die Luke schließt?«

Ich lächelte. »Keine Sorge. Wer sollte Bescheid wissen, außer mir? Und aus mir bekommen die anderen kein Wort heraus, das kann ich dir hoch und heilig versprechen.«

Sie räusperte sich. »Ganz ehrlich, John, dann würde ich doch lieber mit dir gehen.«

Ich konnte keine Antwort geben, weil an der Tür ein lautes Pochen ertönte. Jemand mußte von außen mit der Faust dagegen geschlagen haben. Wir fuhren beide herum.

»Wer kann das sein?« hauchte Iris.

»Suko bestimmt nicht.«

»Was soll ich tun?«

Sie brauchte nichts zu machen, da die Tür mit einem heftigen Ruck aufgerissen wurde.

Jemand stand auf der Schwelle, der von der Körperform her aussah wie ein Mensch. Über und über war er mit Federn bedeckt. Es war ein wahres Federkleid.

»Monty!« schrie Iris verzweifelt...

Ja, er war es. So hatte ich ihn in Erinnerung. Er war gekommen, um Iris einen Besuch abzustatten.

Sie ging ihm nicht entgegen, klammerte sich an mir fest und mußte diesen fürchterlichen Anblick erst einmal verdauen. Monty stand im Durchzug, der Wind wehte über seine Gestalt hinweg und streichelte die Federspitzen, die nach der Berührung noch für eine Weile nachzitterten, bevor sie wieder die alte, glatte Form eingenommen hatten.

Meine rechte Hand hatte ich in die Nähe der Beretta gebracht, ließ die Waffe aber stecken, weil ich keine Provokation wollte. »Bleib nur stehen, Iris!« flüsterte ich. »Tu um Himmels willen nichts Falsches. Versprichst du mir das?«

Sie nickte nur.

Monty Heller stand noch immer an der Tür, schaute nach rechts und links. Er tat es dabei so ruckartig wie die Vögel, wenn sie Ausschau nach Nahrung hielten.

Die suchte er bestimmt nicht. Wahrscheinlich wollte er die Lage zunächst sondieren. Möglicherweise war ihm auch aufgefallen, daß Suko in diesem kleinen Reigen fehlte.

Dann bewegte er sich!

Monty ging einen Schritt, nur konnte man es nicht als normales Gehen bezeichnen, es war mehr ein Hüpfen, das ihn über die Schwelle brachte.

Seine Zwitterstellung zwischen Mensch und Vogel machte sich auch bei ihm bemerkbar.

Die Arme waren bei ihm noch nicht zu Flügeln geworden. Nahezu bittend streckte er sie uns entgegen. Obwohl der meiste Teil des Gesichts mit Federn bewachsen war, glaubte ich, die Qual erkennen zu können, die sich auf den Zügen abzeichnete.

Auch Iris spürte dies. »Er fühlt sich nicht wohl«, flüsterte sie. »Ich glaube sogar, daß er Angst hat.«

»Das kann sein.«

»Was will er dann?«

»Bitte, sei ruhig.« Ich hatte gesehen, daß Monty Heller Anstalten traf, reden zu wollen. Sein Bart mit dem Gefieder bewegte sich, als er den

Mund öffnete.

Dann hörten wir seine ersten Worte. Stockend gesprochen, mehr ein Krächzen, als würde sich ein Rabe oder eine Elster bemerkbar machen. Wir hatten Mühe, ihn zu verstehen.

»Komm!« stieß er hervor. »Bitte, komm mit... du mußt mit mir kommen. Ich ... ich bitte dich ...«

Das Mädchen nickte, tat aber nichts, um der Aufforderung zu gehorchen.

Er »hüpfte« noch weiter. »Sie... sie wollen uns ... wollen uns haben. Ich weiß es. Ich war in der Pyramide. Wir beide sollen Opfer werden, sie haben es so beschlossen, und die Versammlung wird zustimmen. Wenn wir es nicht tun, werden die Vogelmenschen alle töten, auch uns. Das ... das mußt du mir glauben.«

Iris senkte den Kopf. Ich hörte, daß sie zu weinen anfang und fand keine tröstenden Worte.

»Soll ich?« schluchzte sie.

»Jaaa...«

Monty hatte die Antwort gegeben und dabei seinen Kopf zurückgedrückt. Seine Augen wirkten doppelt so groß wie normal. Mir kamen sie vor, als wären sie mit einer Glasschicht belegt worden.

»Was soll ich tun, John?«

Eine gute Frage, sogar eine Gewissensfrage. Riet ich ihr zu bleiben, gerieten zahlreiche Menschen in Lebensgefahr, denn ich ging einfach davon aus, daß die Vogelmenschen nicht blufften. Was sie sich einmal vorgenommen hatten, führten sie auch durch.

Zudem dachte ich an den Eisernen Engel, der uns Rückendeckung versprochen hatte. Bisher hatte uns dieser außergewöhnliche Freund nicht enttäuscht, einmal abgesehen von seiner schrecklichen Zeit, die er bei Serena verbracht hatte.

Ich legte ihr meine linke Hand gegen den Rücken. »Geh bitte, Iris. Geh mit ihm!«

Ihr Kopf ruckte nach rechts. »Meinst du das wirklich?«

»So ist es.«

»Aber wenn sie mich...«

»Nichts mehr, Iris. Bitte, sag nichts mehr! Okay?«

»Ja.« Sie schaute mir tief in die Augen. Nicht weil sie etwa in mich verliebt war, nein, sie wollte darin entdecken, ob sie hoffen konnte.

Sie sah mein zuversichtliches Lächeln, das von einem langsamen Nicken begleitet wurde.

Dann ging sie auf Monty Heller zu, der noch immer seine Arme vorgestreckt hatte.

Er faßte sie an.

Auch Iris berührte ihn. Ihre Hände glitten über das Gefieder, das auch durch die Lücken der Kleidung quoll. Dann streichelte sie sein

Gesicht, die Hände, den Kopf, sogar den Bart ließ sie nicht aus. Ich hörte ihre optimistischen Worte. »Bestimmt werden wir es schaffen, Monty, bestimmt. Dann... dann kann uns nichts mehr trennen.«

Er umarmte Iris, wobei ich hoffte, daß er es auch ehrlich mit dem Mädchen meinte und nicht schauspielerte.

Iris schaute mich nicht mehr an, als sie ging. Sie ließ sich aus dem kleinen Haus führen und drehte sich selbst auf der Schwelle nicht mehr um.

Die Tür blieb offen.

Natürlich würde auch ich nicht im Haus bleiben. Wenn es zu einer Entscheidung kam, dann im Freien und hoffentlich mit dem Eisernen Engel als Verstärkung...

Suko überkam der Eindruck, ins Leere zu schreiten. Es war die Insel, über die er ging. Er schritt auch über einen festen Boden, trotzdem dachte er an Seifenblasen, die unter seinen Füßen festklebten und deren Hülle dermaßen stark war, daß sie bei jedem Schritt nachfederte.

Er konnte selbst nicht sagen, woher dieses Gefühl kam. Vielleicht lag es an der Insel und dieser besonderen Atmosphäre, die von den Vogelmenschen und der Pyramide geschaffen worden war.

Nach wie vor war die goldene Pyramide eine unbekannte Größe in diesem Spiel.

Sie stand gekippt, war auf den Kopf gestellt worden, um zu zeigen, daß sie dem Eisernen, dem einst die Pyramide des Wissens gehört hatte, Paroli bieten konnte.

Die Pyramide des Wissens aber war zerstört. Die andere existierte noch, und Suko wollte, daß auch sie nicht blieb.

Am Rand der provisorischen Straße blieb er stehen. Beim ersten Durchschreiten war sie menschenleer gewesen. Jetzt nicht mehr. Die Bewohner der kleinen Insel hatten ihre Häuser verlassen und sich im Freien versammelt.

Dabei gingen sie nicht in verschiedene Richtungen, sondern nur einem Ziel entgegen – dem Hafen.

Suko dachte an die Wegbeschreibung, die ihm gegeben worden war. Am Hafen mußte sich auch das sogenannte »Home« befinden, wo die Versammlungen stattfanden.

Der Inspektor suchte an einer Mauer Deckung. Er haßte die allzu neugierigen Blicke der Leute.

Über der Insel hing wie ein schräger, weißgelber Ball die Wintersonne der nördlichen Halbkugel. In einer ähnlichen Farbe mußte auch die Pyramide glänzen, die sich den Blicken der Menschen noch verborgen hielt. Wenn sie erschien, dann raste sie heran, als

hätte sie das Nichts zwischen den Dimensionen verlassen.

Die Menschen passierten Suko.

Männer, Frauen, einige Kinder, die an den Händen ihrer Mütter gingen.

Nicht alle sahen den Inspektor, da viele von ihnen mit gesenkten Köpfen schritten. Einige jedoch schauten hin. Dabei veränderten sich ihre Gesichtsausdrücke. Die stoische Gelassenheit verschwand, manchmal zeichnete sich Wut auf den Zügen ab, auch Mißtrauen entstand, sogar Haß und Abscheu las Suko.

Es waren vor allen Dingen die Männer, die ihm mit geballten Händen drohten.

Suko tat so, als würde er die Gesten übersehen.

Schon bald wirkte die Straße wie leergefegt. Nicht einmal Blätter trieb der Wind vor sich her.

Suko schaute nach links. Dort verschwanden soeben die letzten Menschen hinter einer Kaimauer.

Nun setzte sich auch Suko in Bewegung. Da hörte er auch schon hastige Schritte hinter sich.

Zwei Nachzügler erschienen.

Es war eine Frau mit Kind. Sie trug ein Kopftuch und einen dunklen Mantel und ging so schnell, daß das Mädchen kaum Schritt halten konnte. Deshalb zerrte sie es hinter sich her.

Da die Frau den Kopf bei ihrem schon fluchtartigen Laufen gesenkt hielt, sah sie Suko erst im letzten Augenblick, schrie auf und blieb abrupt stehen.

Der Inspektor nickte ihr zu. »Es tut mir leid«, sagte er, »ich wollte Sie nicht...«

»Gehen Sie!« Aus ihrem Mund drang eine rauhe, dumpfe Stimme.

Beschwörend schaute sie Suko in die Augen. »Ihr Fremden habt den Fluch gebracht. Mit euch ist Unheil über die Insel gekommen. Hast du nicht verstanden?«

»Ja, das habe ich!«

»Dann aus dem Weg!« Sie war so in Hektik und auch in Wut, daß sie mit einer Handbewegung den Mann zur Seite räumte. Suko ließ es geschehen und schaute den beiden nach.

Das Kind drehte sich noch einmal um. Auch auf seinem Gesicht erkannte Suko den Schrecken.

Er war immer mehr davon überzeugt, daß er etwas unternehmen mußte. Die Menschen standen unter einem schrecklichen Bann.

Über sie war das Grauen hereingefallen wie ein mörderischer Regen, und sie besaßen keine Schirme, um sich davor schützen zu können.

Er wartete, bis Mutter und Kind verschwunden waren, um seinen Weg fortzusetzen.

Ausgestorben wirkte der Ort. Auf der Mole, wo die Wellen anliefen,

kam ihm die drückende Einsamkeit noch stärker zu Bewußtsein. Es gab keine Lebewesen – bis auf die Vögel.

Sie waren überall.

Mal hockten sie auf den Dächern der Häuser und beobachteten den Weg des Inspektors, mal zogen sie hoch über ihm ihre Kreise unter dem blaßblauen Himmel.

So harmlos und normal sie auch aussahen, tatsächlich aber versprachen sie Tod und Verderben.

Aus der Ferne sah Suko eine neue Rotte heranfliegen. Der Vogelkeil sah majestätisch aus und besaß einen Vogelmensch als Anführer, der mindestens zehnmal so groß war.

Suko war stehengeblieben, seine Hand lag auf dem Griff der Beretta. Wenn dieses Wesen zur Landung ansetzte, um ihn anzugreifen, würde er diesmal schießen.

Das tat der Vogelmensch nicht. Er und seine Rotte huschten über Suko hinweg. Für den Inspektor war es allerdings der Beweis, daß die Stunde der Wahrheit oder der Entscheidung allmählich näher rückte. Dazu trug auch die Versammlung bei, die in diesem »Home« abgehalten wurde.

Iris hatte es ihm genau beschrieben. Es war das einzige Holzhaus auf der Insel und gar nicht zu übersehen, weil Wind und Wetter an der Fassade genagt und sie so bleich wie ein altes Gerippe gemacht hatte.

Im Gegensatz zu den anderen Bauten besaß diese Bretterbude ein flaches Dach. Suko wunderte sich eigentlich darüber, daß sich die Bewohner eine derartige Baracke als »Home« ausgesucht hatten.

Das Glas der Fensterscheiben hob sich kaum von der übrigen Fassade ab. Nur wenn die Sonnenstrahlen dagegentupften, schienen sie zu explodieren.

Fenster waren von beiden Seiten durchsichtig, dementsprechend verhielt sich Suko.

Der Inspektor schlug einen Bogen, als er sich dem Haus näherte.

Nach links tauchte er weg, lief in Deckung einer alten Kutsche weiter, schlug einen Bogen und erreichte die Rückseite.

Das »Home« war gewissermaßen auf der grünen Wiese errichtet worden. Die Rückseite lag einigermaßen im Schatten. Auch hier entdeckte Suko Fenster. Vier an der Zahl. Schnell überwand er die letzten Yards. Unter einem Fenster duckte er sich, wartete ab, ob sich etwas tat. Nichts geschah. Die Menschen in der Baracke schienen sein Kommen nicht bemerkt zu haben.

Um so besser, dachte Suko, als er sich behutsam in die Höhe schraubte und neben dem Fenster stehenblieb, um von dort aus schräg in die Baracke zu peilen.

Er hatte Glück gehabt und stand so günstig, daß er mehr als die Hälfte des Innenraums übersehen konnte.

In der Baracke standen Stühle in mehreren Reihen hintereinander. Sie »schaute« zu einem kleinen Podium hin, das noch unbesetzt war. Es war nicht mehr als eine breite Stufe, auf die der Redner steigen mußte.

Die meisten Stühle waren besetzt. Nur in der hintersten Reihe entdeckte Suko noch einige freie Plätze.

Die Bewohner der Insel saßen stumm und regungslos auf den unbequemen Stühlen und starrten zum Podium.

Selbst die Kinder sprachen nicht. Neben den Erwachsenen wirkten sie wie gehorsame Puppen.

Unter Rauschgift standen die Menschen bestimmt nicht. Es war eine andere Droge, die sie in den Klauen hielt. Niemand bewegte den Kopf oder schaute zu einem der Fenster. Diese Menschen warteten auf ein bestimmtes Ereignis.

Suko zog sich etwas zurück und warf einen Blick gegen den blaßblauen Himmel. Ihm ging die Pyramide nicht aus dem Kopf. Seiner Meinung nach mußte sie in der Nähe lauern und irgendwann erscheinen. Auf nichts anderes warteten die Menschen seiner Meinung nach.

Die Rotte der von einem Vogelmenschen angeführten Vögel konnte er auch nicht entdecken. Wahrscheinlich kreisten sie irgendwo über der See. Suko warf wieder einen Blick durch das Fenster. Gerade rechtzeitig, um sehen zu können, wie sich die Tür öffnete und zwei Personen die Baracke betraten.

Suko war dermaßen überrascht, daß er verwundert mit den Augen zwinkerte. Mit den beiden hatte er nicht gerechnet.

Er kannte sie.

Monty Heller, der Schäfer, führte Iris an der Hand. Sie ging willenlos mit ihm, obwohl er sich nicht verändert hatte und weiterhin sein Gefieder trug.

Als Iris den Raum betrat, duckte sie sich und schaute sich ängstlich um.

Die Köpfe der Anwesenden wandten sich ihr zu. In den Augen und auch den Gesichtern entdeckte Suko nicht den geringsten Schimmer von Freundlichkeit oder Anteilnahme. Aus kalten Augen starrten die Menschen das Mädchen an.

Monty Heller zog Iris in Richtung Podium. Wenn er sich bewegte, war es eine Mischung aus Gehen und Hüpfen. Er wußte selbst nicht, ob er Mensch oder Vogel war.

Iris stolperte hinter ihm her und wäre beinahe noch über die Stufe gefallen. Monty fing sie auf und hob sie an. Dann drehte er sie herum, damit sie die Menschen und diese Iris anschauen konnten.

Noch immer war nicht gesprochen worden. Aber die Versammelten reagierten jetzt.

Wie ein Mann standen sie auf.

Es gab dabei keinerlei Verzögerungen. Sie erhoben sich von ihren Plätzen, die Stühle ruckten mit den Beinen über den Boden, selbst Suko bekam die dabei entstehenden scharrenden Geräusche mit, weil die Scheiben die Laute kaum dämpfen konnten.

Vor den Stühlen blieben sie stehen!

Sie starrten auf Iris und den schräg hinter ihr stehenden Monty Heller.

Der Schäfer machte nicht den Eindruck, als würde er sie beschützen. Er reagierte auch nicht, als Iris ihm einen hilfeschuchenden und verzweifelten Blick zuwarf. Seine halb erhobene Hand fiel nach unten wie der Stab eines Dirigenten, der die ersten Takte einer Ouvertüre erklingen lassen wollte.

»Du bist das Opfer!«

Ein alter Mann in der ersten Reihe hatte den Satz gesprochen. Er sagte ihn noch zweimal, bevor auch die letzten begriffen hatten, was sie tun mußten.

»Du bist das Opfer! Du bist das Opfer!«

Immer und immer wieder murmelten sie nur diesen einen Satz.

Ihre Stimmen, eigentlich leise, vereinten sich in der Masse zu einem dumpf klingenden Brausen.

»Du bist das Opfer!«

Sie wiederholten nur diesen einen Satz, der Iris wie Peitschenschläge traf, denn sie zuckte jedesmal zusammen, wenn ihr die Worte erneut entgegenklangen.

Suko konnte sich trotzdem nicht vorstellen, daß Iris von den Inselbewohnern getötet werden sollte, es mußte noch etwas hinzukommen. Wahrscheinlich waren es die Vogelmenschen oder die gefährliche goldgelbe Pyramide, die sich noch nicht zeigte.

»Du bist das Opfer...«

Zum letztenmal wurde dieser Satz gesprochen, klang aus, dann erfüllte Stille den Raum.

Sekunden vergingen. Iris, das war ihr anzusehen, wollte etwas dazu sagen, sie fand die Kraft nicht. Der veränderte Schäfer hielt ihren Ellbogen mit seiner rechten Hand fest. Er würde sie so leicht nicht aus den Klauen lassen.

In der ersten Reihe stand jemand auf!

Suko kannte den Mann. Es war der weißbärtige Alte, den er an der Rückseite des Hauses hatte vorbeigehen sehen. Auch jetzt stützte er sich mit einer Hand auf dem Griff seines Stocks ab, während er die andere ausstreckte und mit seinem mageren Finger auf das Mädchen zielte. Er sprach noch nicht und mußte sich zunächst sammeln.

Einige Male schnappte er nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Dann erst konnte er reden und formulierte seine Worte zu einer

Anklage.

»Du«, sagte er, »du bist schuld daran, daß uns die Vogelmenschen ausgesucht haben. Du bist die Verräterin! Du bist nicht mehr unseren hehren Zielen gefolgt, du hast uns verraten und bist dem schnöden Mammon hinterhergeeilt!«

»Nein, nein, das stimmt nicht!« schrie Iris. »Ich habe es nicht gewollt. Ich mußte arbeiten. Ja, ich wollte arbeiten, begreift ihr das denn?«

Der Alte schüttelte starrsinnig seinen Schädel. »Nie kann man das begreifen. Du hast den Fremden deine Dinge verkauft, ohne uns zu fragen. Damit hast du die Regeln verletzt und Unglück über uns gebracht. Die Pyramide und die Vogelmenschen kamen wie ein Speer der Rache über uns. Um sie zu besänftigen, kommst du uns gerade richtig, Iris. Wir werden dich opfern, damit sie uns schonen.«

Iris hatte die Worte genau vernommen, allein sie konnte sie nicht glauben. »Ihr... ihr könnt mich doch nicht töten?« rief sie laut und schüttelte den Kopf. »Daddy, Mum, was sagt ihr dazu?«

Sie hatte ihre ebenfalls anwesenden Eltern angesprochen. Die saßen in der zweiten Reihe, denn Suko erkannte zwei Personen, die nach den Worten demonstrativ die Köpfe zur Seite neigten und nicht mehr auf die Bühne schauen wollten.

Iris war über die Reaktion der beiden geschockt. Sie fuhr durch ihr Gesicht und verwischte die Tränen.

Sie kam nicht mehr mit, konnte es nicht begreifen. Als letzte Rettung sah sie Monty Heller an.

In seinem Griff drehte sie sich um.

»Bitte, Monty, du hast versprochen, mich zu retten. Du wolltest mich beschützen. Du hast es mir versprochen, geschworen, gesagt...«

»Ich gehöre nicht mehr zu dir!« erklärte er mit krächzender Stimme. »Du wirst den gleichen Weg gehen, den auch ich gegangen bin. Ich habe mich ebenfalls außerhalb gestellt und die Gemeinschaft nicht mehr akzeptiert. Deshalb wurde ich geopfert, bin ich so hart bestraft worden. Das alles ist deine und meine Schuld. Wir werden büßen müssen...«

Iris verstand die Welt nicht mehr. »Das kannst du nicht sagen, Monty. Denk daran, was du mir in meinem Haus gesagt hast. Du liebst mich doch, oder?«

»Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Wir haben auf die Gemeinschaft geschworen und den Schwur gebrochen. Mit mir waren die Vogelmenschen nicht zufrieden. Sie wollten ein zweites Opfer, eine Frau, dann lassen sie die anderen in Ruhe.«

»Warum?« brüllte Iris in den Saal hinein. »Warum sind sie denn gekommen? Woher kamen sie?«

»Aus dem fernen Atlantis. Aus einer Welt, die längst versunken ist!« Monty Heller gab die Antwort. »Als ich in ihrer Pyramide steckte,

wurde mir die offenbart. Sie erklärten, daß sie viele Jahrtausende geschlafen hatten. Ihr Anführer wurde entdeckt und aufgeweckt. Er schlief in der Tiefe der See, im Mittelmeer. Man holte ihn aus den Fluten, das genau war das Zeichen.«

»Für wen?« schrie Iris dazwischen.

»Die anderen Vogelmenschen kamen und erschufen durch ihre Kraft die Pyramide von neuem. Sie erweckten sie wieder zum Leben, damit sie ihre alte Macht ausübt.«

»Hat sie das getan?«

»Schau mich an, Iris! Ich bin in ihren Bann geraten. Dir wird das gleiche widerfahren. Zuerst wachsen dir die Federn, und irgendwann wirst du dich in einen Vogelmenschen verwandeln...«

Iris konnte es nicht glauben. »Aber... aber weshalb haben sie sich diese Insel ausgesucht? Wir hatten nie etwas mit ihnen zu tun?«

»Sie suchen ein anderes Ziel. Es liegt auf dem Land und ist den Augen der Menschen verborgen. Von diesem Ziel aber geht eine große Gefahr aus, denn dort existiert der Eiserne Engel, der einmal in grauer Vorzeit ihr Anführer gewesen ist und nicht verkräften konnte, daß einige der Vogelmenschen ihm untreu wurden. Ihn wollen sie vernichten. Deshalb sind sie erschienen.«

Das Mädchen schlug sich gegen die Stirn. »Ich begreife es nicht!« keuchte Iris. »Nein, ich begreife es einfach nicht. Es will nicht in meinen Kopf. Es ist verrückt, es ist...«

»Die Wahrheit«, schrie der bärtige Alte und pochte zweimal hart mit dem unteren Ende seines Stocks auf den Fußboden. »Es ist die reine Wahrheit, verstehst du?«

Iris nickte. »Ja!« sagte sie laut, dann leiser werdend. »Ja, jetzt begreife ich alles.«

»Dann können wir ja zufrieden sein.«

Zum Glück war immer so laut gesprochen worden, daß Suko jedes Wort hatte verstehen können. Er war der Wahrheit ein ganzes Stück näher gekommen. Verrat war im Spiel, Angst und die eigene Borniertheit der Menschen, die glaubten, sich ein Paradies geschaffen zu haben, in Wahrheit jedoch die Grenzen viel enger gesetzt hatten als im normalen Leben.

Engstirnige Idioten, dachte der Inspektor und zog seine Waffe hervor. Er wollte nicht durch die Scheibe feuern, aber er konnte auf keinen Fall zulassen, daß Iris in die Gewalt der Vogelmenschen und in den Bann der Pyramide geriet.

Noch war Zeit...

Iris hatte keine Kraft mehr. Hätte sie Monty nicht gehalten, wäre sie zusammengebrochen.

Der Weißbärtige hatte sich zu den anderen umgedreht. Wahrscheinlich wollte er wieder eine Rede halten.

Suko sah den Zeitpunkt als günstig an. Das Fenster lag nicht allzu hoch. Er würde blitzschnell hindurchklettern, wenn es einmal zerschlagen war.

Suko hob den Arm mit der Waffe.

Mit dem Griff schlug er zu und sah, wie das Glas vor seinen Augen zerplatzte...

Die Splitter wirbelten in den Raum. Das Zertrümmern des Glases hatte dort die trügerische Ruhe brutal zerstört. Jeder der Anwesenden, auch die in den hinteren Reihen, drehten die Köpfe, schauten zum Fenster hin, wo sich eine Gestalt durch den Ausschnitt quetschte, die sie nicht kannten.

Suko hatte den Kopf eingezogen, um von den noch steckenden Splittern nicht verletzt zu werden. Er streckte die linke Hand aus, als er nach vorn kippte, stützte sich ab und verwandelte den Schwung in eine elegante Rolle vorwärts.

Dann stand er auf den Beinen.

Keiner hatte eingegriffen. Selbst der bärtige Alte hatte aufgehört zu schreien. Er glotzte Suko ins Gesicht, als würde dieser vom Mars kommen.

Der Inspektor aber verlor keine Sekunde. Mit langen Sprüngen hetzte er auf das provisorische Podium zu, wo der Schäfer und Iris standen.

Das Mädchen begriff die Welt nicht mehr. Es hatte ebenfalls das Platzen und Splittern der Scheibe vernommen und sah plötzlich die Gestalt des Fremden vor sich.

»Suko«, hauchte sie. Ihr Tonfall schwankte zwischen Hoffen und Bangen. Sie wußte nicht, ob sie dem Chinesen trauen konnte. Hier spielten fast alle falsch.

Nur Monty Heller ahnte, was auf ihn zukam. Er schlug nach Suko.

Seine Bewegungen glichen dabei zuhackenden Schnäbeln, doch der Inspektor durchbrach die Deckung des Mannes mit einem Hieb.

Der Schlag hämmerte irgendwo in das Gefieder hinein. Suko spürte noch den weichen Widerstand an der Faust, dann flog der Veränderte vom Podium und krachte mit dem Rücken gegen die Rückwand, wo er zunächst benommen liegenblieb.

Endlich hatte Suko Zeit, sich um das Mädchen zu kümmern. Er riß Iris an sich. »Keine Sorge, ich spiele nicht falsch. Ich hole dich hier raus, Kleine.«

Sie gab überhaupt keine Antwort mehr. Ihre Worte wären auch in dem plötzlich aufbrandenden Lärm untergegangen. Plötzlich war der Teufel los. Keinen hielt es mehr auf seinem Sitz. Die Versammelten sprangen in die Höhe und oftmals so heftig, daß sie die Stühle umstießen. Viele schrien durcheinander, bis Suko eine geweihte

Silberkugel opferte und sie in die Decke schoß.

Plötzlich trat Ruhe ein.

»Okay, Leute«, sagte der Inspektor.

»Von nun an wird nach meinen Regeln gespielt!«

Der Bärtige wollte es nicht wahrhaben. Wild drohte er Suko mit seinem Stock und sah dabei aus wie ein in Rage geratener Schwarzhändler. »Wir werden uns von dir, einem verdamnten Fremden, nicht sagen lassen, was wir tun oder lassen sollen. Hast du verstanden, du?«

»Ja, ich habe es gehört. Und ich muß dir sagen, daß es mir völlig egal ist. Noch einmal. Ab jetzt gelten meine Regeln!«

Aus der hinteren Reihe brüllte jemand: »Wer bist du, daß du so mit uns redest?«

»Ich komme aus London!«

»Das ist eine Stadt der Sünde!«

»Bestimmt nicht sündiger, als ihr hier seid. Noch etwas, ich bin Polizist. Inspektor bei Scotland Yard und abgestellt für besondere Fälle. In diesem Fall interessieren mich die Vogelmenschen sehr. Habt ihr verstanden?«

»Ja, ja!« keifte der Alte so stark, daß sein weißer Bart anfang zu zittern und man Angst haben mußte, daß er vom Kinn rutschte. »Wir haben alles gehört. Geh wieder zurück in deine verdammte Stadt. Hier hast du nichts verloren.«

»Irrtum, Alter! Hier habe ich etwas verloren. Ich hasse es nämlich, wenn Unschuldige geopfert werden sollen. Auch wenn man sie nicht direkt tötet, was ihr mit Iris vorhabt, ist ebenso schlimm. Schaut euch den Schäfer an, der unter den Einfluß der Vogelmenschen und ihrer Pyramide geriet. Er sieht zwar aus wie ein Mensch, aber ist er das noch? Ist er noch ein Mensch, wo ihm das Gefieder eines Vogels schon aus den Nasenlöchern und aus den Ohren wächst?«

»Er hat es nicht anders gewollt. Er hat uns verraten. Deshalb sind wir bestraft worden!«

»Redet keinen Quatsch. Außerdem habe ich keine Lust, mit euch zu diskutieren. Hier wird getan, was ich will. Und ich werde mich jetzt mit Iris zurückziehen, ob ihr es nun wollt oder nicht.«

»Nein!« Der Bärtige bewies plötzlich die Kräfte eines jungen Menschen. Rücksichtslos schubste er eine vor ihm stehende Frau beiseite, um Platz zu haben.

Er stürmte auf die Bühne zu, schwang seinen Stock wild durch die Gegend und blieb plötzlich stehen, als vor seinem Gesicht die Mündung der Waffe hochwuchs.

»Ist etwas?« fragte Suko.

Pfeifend holte der Alte Luft. »Du... du willst auf mich schießen?«

»Bestimmt, wenn du nicht vernünftig bist!«

Die trockenen Lippen zogen sich in die Breite, was wohl ein Lächeln sein wollte. »Wenn du auf mich schießen willst, Polizist, mußt du auch auf andere schießen. Auf alle Personen, die hier sind. Willst du das auch?«

»Es reicht meistens, wenn ich einen erwische. Dann werden die übrigen feige. Geh wieder auf deinen Platz, alter Mann. Es ist besser für dich. Setz dich!«

Der Anführer merkte schon, daß er an Einfluß verlor. Außerdem bekam er von außen keine Hilfe. Er war als einziger aufgestanden, die übrigen Frauen und Männer trauten sich nicht.

»Nun?«

Der Bärtige nickte. »Es ist gut«, sagte er. »Diesmal hast du gewonnen. Ob es beim nächstenmal so sein wird, kann ich dir nicht versprechen.«

»Schon gut.«

Er ging rückwärts. Zwei andere stützten ihn. Suko atmete innerlich auf. Die Situation hatte auf des Messers Schneide gestanden, doch Suko war hart genug geblieben.

»Komm«, sagte er zu dem Mädchen und zog es zur Seite. »Wir haben hier nichts mehr verloren.«

Im gleichen Augenblick hörte er hinter sich einen lauten Schrei. Es gab nur einen, der ihn ausgestoßen haben konnte.

Monty Heller!

Suko kreiselte herum. Heller stand wieder. Sein Gefieder hatte sich gesträubt. An Suko und Iris vorbei, starrte er auf das Fenster ohne Glas.

»Sie ist da! Sie ist da – die Pyramide ist da...!«

Ich verließ das kleine Haus mit langsamen Schritten. Mein Gesicht war unbewegt. Die Züge wirkten wie eingefroren. Ich spürte den Wind wie eine kalte Hand durch mein Gesicht streichen.

Leer lag die Straße vor mir.

Ich ging bis zur Mitte, drehte mich um und blieb so stehen. Dabei schaute ich hinab zum Hafen, wo sich die Masten der Schiffe im Rhythmus der Wellen bewegten.

Ein wenig kam ich mir vor wie John Wayne, der alte Haudegen, wenn er als Sheriff oder Marshall zum letzten Fight antrat. Nur sah ich keinen Gegner!

Keine Spur vom Eisernen Engel, keine Spur von der verdammten zweiten Pyramide.

War alles Bluff?

Seltsam, die Formationen der Vögel hatten sich aufgelöst. Irgendwo auf der Insel, für mich nicht sichtbar, mußten sie sich niedergelassen haben. Vielleicht warteten sie ab, bis das Schreckliche geschah.

Ich ging weiter.

Stille umgab mich. Nur die eigenen Schritte verursachten auf dem harten Untergrund ein Kratzen. Der Wind hatte meine Lippen trocken werden lassen. Ich leckte darüber hinweg.

Die Jacke hatte ich geöffnet, ihre Schöße wurden nach hinten geweht. Ich spürte an der Seite den Druck des Bumerangs.

Vielleicht würde er Kraft seiner Magie die Pyramide zerstören können, falls sie erschien.

Rechts und links standen die hüttenartigen Häuser. Stumm und wie geduckt, sich gegen Wind und Wetter anstemmend. Die innere Spannung erzeugte auf meinem Rücken ein Kribbeln. Das Gefühl sagte mir, daß etwas passieren würde.

Aber wann?

Ich ging weiter.

Zwischen den Häusern befanden sich bereits Lücken, in die ich hineinschaute.

Hielt sich dort jemand versteckt?

Nein, kein Mensch war mehr zu sehen. Sie alle hatten sich in ihr »Home« zurückgezogen.

Ein Blick nach rechts. Wenn mich nicht alles täuschte, hatte ich dort eine Bewegung gesehen.

Ja, es stimmt!

Er hatte in einer der Lücken zwischen den Häusern gewartet und löste sich nun aus deren Schatten.

Der Eiserne Engel kam. Hochaufgerichtet ging er, das Gesicht dabei starr wie gegossen. Nichts regte sich. Selbst seine Augen wirkten wie an der Oberfläche blank geschliffenes Metall.

Ich ging nicht mehr weiter. Im rechten Winkel schritt der Eiserne auf mich zu.

Zwei Schritte von mir entfernt blieb er stehen.

»Ich habe gewartet, du hast dir Zeit gelassen!«

»Ja, es ist aber nicht zu spät.«

Ich vertraute ihm. »Was ist mit der Pyramide?«

»Sie ist unterwegs!« lautete die schlichte Antwort.

»Wann wird sie eintreffen?«

»Ich weiß es nicht, bin mir nicht sicher. Das kann in der nächsten Sekunde geschehen, es kann auch noch Minuten dauern, John.«

»Wer wird bei ihr sein?«

»Alle Verräter!« erwiderte er mit harter Stimme. »Und wir beide werden gegen sie angehen.«

»Wie du meinst.«

Er deutete vor. »Komm weiter, John. Wir wollen hier nicht länger warten.«

Nebeneinander schritten wir her. Jetzt waren wir schon zwei einsame

Helden, aber noch immer ohne Gegner. Der Eiserne ging rechts von mir. Neben ihm kam ich mir klein vor. Mein Scheitel reichte ungefähr bis hoch zu seiner Schulter.

Stolz hatte er den Kopf angehoben und schaute schräg gegen den Himmel, wo plötzlich etwas explodierte.

Gleichzeitig hörte ich ein fürchterliches Schreien und das Schwirren unzähliger Flügel.

Die Vögel, die sich in den letzten Minuten vor mir versteckt gehalten hatten, waren durch die neuerlichen Ereignisse aufgeschreckt worden und flatterten von ihren Plätzen hoch.

Ich sah sie überall. Den Lärm der Vögel übertönte die Stimme des Eisernen Engels.

»Kümmere dich nicht um sie, John. Geh weiter, geh nur weiter, denn sie ist da!«

Wenn je der Ausdruck *wie ein Blitz aus heiterem Himmel* zugetroffen hatte, war es hier der Fall.

Plötzlich tauchte die goldene Pyramide vor uns auf. Sie stieß aus dem Himmel nach unten, mit der Spitze voran, aber sie rammte nicht in den Untergrund, sondern schwebte darüber.

Umflogen und bewacht wurde sie von fünf Vogelmenschen, die ihre Flügel weit ausgebreitet hatten, sie nur spärlich bewegten, denn diese Bewegungen reichten aus, um sich halten zu können.

Ein Bild wie ein Gemälde.

Ich schüttelte den Kopf, weil ich es nicht fassen konnte. Golden leuchtete die Pyramide auf, wie ein fein geschliffenes Kunstwerk, in dem sich das Licht einer fernen Sonne brach, wobei die Pyramide selbst es noch gesammelt hatte.

»Sie werden die Chance nicht bekommen!« sagte der Eiserne. »Ich muß sie zerstören. Und es wird mir helfen, mein Selbstbewußtsein zu stärken.«

Ich enthielt mich einer Antwort und ließ den Blick nicht von dem magischen Kunstwerk abschweifen.

Die normalen Vögel hatten sich wieder beruhigt und andere Plätze aufgesucht.

Sie hockten jetzt auf den Dächern, den Mauern wie heimliche Beobachter einer perfekten Schlacht.

Ich sah, wie der Eiserne Engel das Schwert zog. Zugleich, als hätte er ihnen ein Startsignal gegeben, verließen die Vogelmenschen ihre kreisförmige Formation.

Zu fünft schwebten sie nebeneinander und starrten uns aus ihren bösen, kalten Augen an.

Der Eiserne besaß das Schwert. Womit sollte ich kämpfen? Mit der Beretta vielleicht?

»Welche Waffe kann ich nehmen?« fragte ich, denn noch war Zeit.

»Welche ist am wirkungsvollsten?«

»Diese hier!« Er vollführte eine Drehbewegung und wechselte sein eigenes Schwert in die Linke.

Mit der Rechten holte er eine andere Waffe hervor, ebenfalls ein Schwert, aber eines mit einer goldenen Klinge.

Ich kannte es, denn es gehörte Kara, der Schönen aus dem Totenreich.

»Kara wünscht dir viel Glück«, sagte der Engel, wobei sein harter Mund lächelte.

Dann warf er mir das Schwert zu!

Ich fing die Waffe blitzschnell auf – und wunderte mich, denn ich konnte es halten und führen.

Das war nicht so normal. Eigentlich konnte die Waffe nur von Kara geführt werden. Bei anderen Personen sträubte sich das Schwert einfach. Es wurde dann schwer wie Blei. In ihm war eine magische Sicherung eingebaut. Wenn ich es halten und damit auch kämpfen konnte, mußte die Schöne aus dem Totenreich, die bei den Flammenden Steinen lebte, es für mich persönlich tragbar gemacht haben.

Das gleiche galt auch für den Eisernen Engel, der sich erkundigte, ob ich zufrieden war.

»Ha«, sagte ich. »Nur frage ich mich, gegen wen ich es einsetzen kann.«

»Gegen alles.«

»Auch die Pyra...«

»Ja!«

Er mußte die Antwort so schnell geben, denn die Vogelmenschen griffen plötzlich an.

»Sie ist da! Die Pyramide ist da. Mein Gott!« Iris wollte es kaum glauben. In ihren Augen leuchtete plötzlich Panik. Sie war völlig aus dem Häuschen, was Suko verstand.

Auch die übrigen Bewohner der Insel hatten plötzlich jegliches Interesse an ihnen verloren. Sie alle standen an den Fenstern, um einen Blick zu erhaschen.

»Das Jüngste Gericht!« kreischte der Alte. »Das Jüngste Gericht ist über uns gekommen!«

So schlimm war es nicht, zudem kümmerte sich niemand um seine Worte. Besonders nicht Suko, denn er hatte andere Sorgen.

Durch das Erscheinen der Pyramide und der sie umfliegenden Vogelmenschen mußte Monty Heller Auftrieb bekommen haben. Vergessen war Sukos Schlag, er schnellte plötzlich in die Höhe und

hatte nichts anderes zu tun, als sich auf den Chinesen zu stürzen.

In seiner Wut und in seinem Haß war er wie blind. Er wollte das Grauen, er wollte den Tod, das auch für Iris.

Unter seiner Kleidung hatte er die Waffe verborgen gehabt. Ein schreckliches Instrument, eine große Schere, mit der man Schafe scheren konnte.

Er hielt sie in der rechten Hand, hatte die Finger in die Öffnungen geschoben und die Hand selbst zu einer harten Faust geballt. Während er auf die beiden zusprang, raste die Mordschere nach unten.

Beide Schenkel lagen zusammen. Sie würden eine fürchterliche Wunde reißen, wenn sie trafen.

Suko wurde zum Schatten.

Noch nie zuvor hatte Iris gesehen, daß sich ein Mensch so schnell bewegen konnte.

Sie merkte nur, daß sie einen harten Tritt mitbekam, der sie vom Podest schleuderte, und sah im Fallen, wie Sukos linkes Bein nach oben schnellte und haargenau traf.

Es war ein wuchtiger Tritt, viel härter als die Kraft des nach unten rammenden Arms.

Etwas brach unter der Kleidung und dem Gefieder. Monty heulte schrecklich auf, zuckte zusammen und brüllte ein zweites Mal, als er sich die Schere in den Oberschenkel stach. Glücklicherweise nicht mehr mit voller Wucht.

Das Blut sprudelte aus der Wunde. Er preßte beide Hände darauf, und Iris, die sich wieder erhoben hatte, rannte auf ihn zu.

»Kümmere dich um ihn!« rief Suko.

»Ja, ja...«

Er hoffte nur, daß Monty geheilt war. Er hatte böse dafür zahlen müssen, aber besser noch, als tot zu sein.

Sicherheitshalber nahm Suko ihm die Schere ab, bevor er auf dem gleichen Weg den er gekommen war nach draußen stürmte, durch das zerstörte Fenster...

Wir kämpften nebeneinander und schauten den anfliegenden Vogelmenschen entgegen.

Die ersten Yards flogen sie noch in einer Reihe. Dann fächerten sie plötzlich auseinander, um uns in die Zange zu nehmen.

Wir drehten uns.

Rücken an Rücken standen wir jetzt, wobei mich der Eiserne überragte. Leicht und griffig lag das Schwert mit der goldenen Klinge in meiner Rechten.

Ich ließ den ersten Vogelmenschen kommen und sah plötzlich, daß aus seinem Maul eine lange Zunge hervorschnellte.

Bevor sie mich erwischen konnte, schlug ich zu.

Vor meinen Augen fiel der Körper des Wesens in zwei Hälften auseinander.

Der zweite kam.

Wieder schlug ich zu.

Ich hörte das Pfeifen der Klinge, sah dicht vor mir die wild flatternden Flügel und ein Gesicht, das plötzlich nicht mehr vorhanden war, denn das Schwert hatte diesmal sehr genau getroffen.

Der Eiserne kämpfte ebenfalls. Ich lief einige Schritte von ihm weg, sah ihn in der Drehung. Er stand wie ein Fels in der Brandung.

Er führte sein sehr breites Schwert mit beiden Händen. Zwei Vogelmenschen hatte er bereits erwischt. Der dritte, der letzte, flog ihn an, als der Eiserne ausholte.

Buchstäblich im letzten Moment überlegte es sich der Vogelmensch anders. Bevor ihn die Klinge berühren konnte, beschrieb er einen Bogen und stieg in die Höhe.

Diesmal schlug der Eiserne ins Leere. Nur wollte er nicht, daß der Verräter entkam.

Plötzlich breitete er die Flügel aus. Ich hatte erlebt, wie schnell der Eiserne fliegen konnte und glaubte nicht, daß ihn der Vogelmensch würde entwischen können.

Zwar besaß er einen nicht unbeträchtlichen Vorsprung, doch der Eiserne Engel holte auf.

Und wie.

Mir kam es vor, als würde der Vogelmensch noch dicht über einem Hausdach schweben, da hatte ihn sein Gegner bereits an der Schwanzfeder gepackt. Ein heftiger Ruck, der Vogelmensch bäumte sich unter dem Griff auf und fing an zu schreien.

Das Kreischen schnitt mir durch Mark und Bein.

Der Eiserne hielt ihn fest, hob sein breites Schwert und schlug nur einmal zu.

Es reichte aus.

In zwei Hälften gespalten, fiel der Vogelmensch zu Boden. Noch während des Falls begann er, ebenso wie die anderen, sich allmählich aufzulösen. Staub, Knochen und Federreste blieben von den Verrätern zurück. Das war alles.

Ich ging auf die Pyramide zu. Zwei Vogelmenschen hatte ich mit der goldenen Klinge erledigt, der Eiserne drei.

Blieb nur noch sie.

Ich vertraute auf Karas Schwert. Es flößte mir eine ungeheuer starke Sicherheit ein.

Von oben kam der Eiserne, er winkte und rief mir zu. »Wir werden an verschiedenen Stellen zuschlagen!« rief er.

»Gut!«

Er schlug von oben, ich von vorn. Dabei hielt ich die Augen halb geschlossen, weil mich das von der Pyramide abstrahlende grelle Licht einfach zu stark blendete.

Unsere Klingen trafen an verschiedenen Stellen auf die Pyramide.

Ich spürte einen Widerstand, doch mein Schwert wurde von der Gegenkraft nicht zurückgeschleudert.

Es drang in die Masse ein!

Und es war ein wunderbares Gefühl, zu sehen, wie das Material auf magische Art und Weise schmolz. Zunächst zog es sich zusammen, klumpte und bildete gleichzeitig kleine Rinnsale, die wie goldene Bäche an den Seiten entlangliefen.

Die Pyramide sackte zusammen. Sie knirschte nicht wie Glas, sie zerbrach lautlos.

Und sie versickerte im Boden.

Längst hatte auch der Eiserne wieder die Straße erreicht. Nicht weit entfernt von mir stand er und schaute zu. Auf seinem Gesicht sah ich jetzt eine Regung.

Triumph leuchtete in den Augen dieser mythischen Gestalt! Der Eiserne hatte nach der langen Gefangenschaft bei Serena seinen ersten, gewaltigen Sieg errungen.

Er war wieder wie früher.

Ähnliches hatte ich auch bei Jane Collins erlebt, nachdem sie von ihrem bösen Fluch befreit worden war.

Ich winkte ihm zu und lächelte ebenfalls.

Er nickte nur.

Von der Pyramide war kaum etwas zurückgeblieben. Nur diese goldgelbe, dicke Flüssigkeit, die allmählich im Boden versickerte und so etwas wie einen glänzenden Spiegel hinterließ.

In ihm zeigte sich plötzlich etwas.

Ein großer Knochenschädel, totenkopfähnlich, aus dessen Maul eine lange, dünne Zunge hervorschoß, die von unten nach oben stieß, es aber nicht schaffte, den Spiegel zu zerstören.

Ich sah den Schädel auch nur für wenige Augenblicke, dann war er wieder verschwunden.

Dafür hörte ich, wie der Eiserne Engel aufstöhnte. »Nein, das darf nicht sein!«

»Was ist?«

»Der Schädel!« flüsterte er. »Ich hätte es wissen müssen. Er gehört Zaduk.«

»Und wer ist das?«

»Der Anführer der Verräter. Er hatte sich zurückgehalten, er wußte wohl Bescheid.«

»Dann ist er entkommen?«

Der Eiserne nickte. »Ja«, sagte er langsam, »so kann man sagen.«

Dann schlug er mit dem Schwert auf die Stelle im Boden, wo die Pyramide »versickert« war.

Nichts geschah mehr.

Die Spitze rammte nur in den Lehm...

»Ich sehe schon, ihr schafft es auch ohne mich!« Plötzlich war Suko da, lachte und deutete nickend auf Karas Schwert. »Wenn man solche Waffen hat, ist es auch kein Wunder.«

»Man tut, was man kann.«

»Das habe ich gesehen.«

»Und was ist bei dir geschehen?«

»Komm mit.«

Diesmal betrat Suko die Baracke durch den normalen Eingang. Ich folgte ihm auf dem Fuß.

Wir gingen vorbei an den Bewohnern der Insel, die nicht in unsere Augen schauen konnten. Wahrscheinlich schämten sie sich zu sehr.

Damit mußten sie selbst fertigwerden.

Neben einem Rednerpult sah ich Iris. Sie kniete vor Monty Heller und war dabei, eine Beinwunde zu verbinden. Seinen rechten Arm hatte sie ihm bereits mit einer provisorischen Schiene bewegungsunfähig gemacht.

Heller stöhnte vor Schmerzen. Die würden sicherlich vergehen, die Hauptsache war, daß er sein Leben behalten hatte.

»Ich möchte Ihnen danken«, sagte Iris. »Auch im Namen von Monty. Sie haben ihn gerettet.«

»Was werden Sie jetzt machen?« fragte ich.

»Wenn es ihm etwas besser geht, werden wir die Insel so schnell wie möglich verlassen.«

»Das ist auch die beste Lösung.« Ich lächelte ihnen zu. »Viel Glück wünsche ich.«

Suko schloß sich mir an.

»Danke, ihr beiden«, sagte sie leise.

Draußen wartete der Eiserne Engel auf uns. Er war nicht zufrieden, denn er dachte an Zaduk, dessen Schädel wir gesehen hatten.

»Irgendwann wird er sich zu rächen versuchen«, sagte er, »aber ich bin sicher, daß die Flammenden Steine vorerst Ruhe finden werden.«

Wir nickten nur.

»Und wie kommen wir zurück?« erkundigte ich mich.

Der Engel breitete seine Flügel aus. »Ist das ein Problem?« fragte er.

»Nein«, lachte ich. »Das bestimmt nicht...«

ENDE

[1]Unteroffizier auf einem Schiff

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 099 »Hüte dich vor Dracula «

[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 005 »Alptraum in Atlantis«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 546 »Ihr Traum vom Reich des Schreckens«